PIERRE GRÉGOIRE

SCHRIFTLEITER SILHOUETTEN

Pierre GRÉGOIRE

SCHRIFTLEITER-SILHOUETTEN

LUXEMBURGER WORTFÜHRER DER WAHRHEIT

Pierre GRÉGOIRE

Schriftleiter - Silhouetten

LUXEMBURGER WORTFÜHRER
DER WAHRHEIT

Copyright 1973 by Pierre Grégoire, Strassen (Luxemburg)

ZUR EINFÜHRUNG

Der Untertitel dieses Buches sollte eigentlich mit An- und Ausführungszeichen operieren, damit die Männer, deren Lebensbilder hiermit der Volksmemoria vermacht werden, sowohl in ihren Auftragsstellungen wie auch an ihren Wirkensstätten präsentiert erschienen. Hatten sie vor allem die Mission gehabt, das Pressemittel bestmöglich einzusetzen, um in erster Linie der Wahrheit zu dienen, so sollte auch das Instrument ihrer täglichen Rechtserkenntnisse in der Vorstellung miterfaßt werden: Luxemburger waren sie, als Wortführer der Wahrheit agierten sie und als Hauptsprecher des „Luxemburger Wort" traten sie auf!

Sie waren, nicht immer nach den Grundsätzen der besseren Eignung und der besten Planung, auserlesen worden, um vor den Bürgern des Landes der Lüge und dem Unrecht zuzusetzen, die Unwissenden wissen zu lassen, was sich in den Tiefen der Welt wie auf den Höhen des Geistes zutrug, und den Schwachen mit den Unterdrückten jene Hilfe zukommen zu lassen, die als Komplementarkraft der Gemeinschaft durch ein zehntausendmündiges Organ das Bonum zu adeln und das Malum zu verrufen versteht. Was sie andauernd im Auge haben und e spiritu ausdeuten mußten, war das

Ereignis: das, was sich um sie zutrug, das, was ihnen zugetragen wurde, mußten sie aushämmern, solange es heiß war, um ihm die erste rohe Form zu geben, durch die es Allen sicht- und Allen faßbar wurde. Erst auf dem höheren Plane der kritischen Deutung wurde von ihnen gefordert, das einzelne „eventum" aus dem Rahmen des Lokalen oder des Regionalen zu erlösen, um es, in einer groben Vergeistigung, als „exemplum" zu erklären, bevor sie dessen Ursachen mitsamt dessen Wirkungen an den kategorischen Imperativen ihrer gemeinsamen Weltanschauung abzuwägen unternahmen.

In einer dritten Etappe, welche wohl die schwerste und auch die gefährlichste war, mußten sie, in immer neuen Versuchen, das Ergebnis ihrer Beurteilungen zu Endurteilen der Wahrheit, ihrer Herrin, ausweiten und bis zum äußersten erproben am Stillstande einer gewissen Intelligenz oder an einer Momentparalysie der Sinne, inkarniert durch eine Unzahl von Lesern, die nicht sogleich zu entscheiden vermochten, ob sie staunen, bübisch protestieren oder vor Verblüffung schweigen sollten: erst wenn sie bei den Ungeschulten eine offensichtliche Denk- und Sichtfähigkeit erzeugt hatten, durften sie dem größten Teil ihrer spirituellen Unzufriedenheit entsagen. Das, was ihnen immerzu als Mangel an Satisfaktion zurückblieb, war nichts anderes als die Folge der Einsicht, daß sie die Schreier, Schwätzer, Phraseure, Schmeichler und Schmarotzer der Demokratie nicht dem Ernste ihrer Überlegungen hatten unterwerfen können. Schmarotzer, Schmeichler, Phraseure, Schwätzer und Schreier der sogenannten Demokratie bildeten nur den Sauerteig in einer plethokratischen Masse, welche von den Profiteuren der Unvernunft und von den Feilbietern der Lüge verteufelt gut geknetet wurde. Obwohl unsere Schriftleiter wußten, daß bei diesen nicht viel zu erreichen war, verzichteten sie keineswegs auf die täglich erneuerten Anläufe, an andern, härteren und besser schlagenden Beispielen die eigenen Mißerfolge in Frage zu stellen. Ihre

genuine spes wagte unentwegt den Ansprung contra spem: das war, was sie in Spannung hielt, und war zugleich, was sie innerlich ermüdete.

Das an den einzelnen Hauptschriftleitern, die zugleich den geschichtlichen Ablauf der Zeitung verkörperten, erschöpfend nachzuweisen, war nicht das Hauptanliegen dieser Silhouettenfolge. Soweit die Gabe eines Eingeweihten, der als „Wort"-Historiker und als Kenner der luxemburgischen Zeitungsgeschichte, seit 1933 ganz besonders von unbezweifelbaren Persönlichkeiten aus der Pressedomäne gefesselt wird, die ihren eigenen Charakter zum Charakteristikum ihrer Journale haben erheben können, Wert und Bestand haben sollte, mußte sie, zum mindesten durch fortgesetzte Nebenakzente, die Aufmerksamkeit interessierter Kreise auf die verborgene Tragik des wirklichen Journalisten hinlenken, der immerfort die Großwelt des Übels gegen und die Kleinwelt des Guten für sich haben wird: ein rastloser Sisyphus der Moderne, der den Riesenblock der Neuigkeiten an keinem Tageshang für alle Zeiten zu fixieren vermag!

Für alle historischen Angaben bin ich, außer den eigenen Druckwerken über dieses Stoffgebiet, den vor mehr als sieben Lustren gemachten Notizen zur Detailgeschichte der Zeitung und ihrer Macher und den im Texte angeführten Schriften, nur dem sehr entgegenkommenden Personal der Staatsarchive und der Nationalbibliothek verpflichtet. Im übrigen habe ich mich bemüht, auf Überlieferungen aus zweiter oder dritter Hand zugunsten eines ernsthaft betriebenen Quellenstudiums möglichst zu verzichten. Obschon jeder einzelne der dargestellten Zeitungsmänner eine ausführlichere Monographie verdient hätte — für Fallize und Origer hat Professor Molitor, für Esch haben Alphonse Turpel und Freunde bestens vorgearbeitet, freilich nach verschiedenen Betrachtungspunkten — mußte ich leider aus Raumbeschränkungsgründen die Ausweitung der Sujets unterlassen. Nichtsdestoweniger freut es mich, den Leitern und Mitarbeitern des

„Luxemburger Wort", das ich sechsundzwanzig Jahre lang als mein Missionsgebiet habe betrachten, bebauen und lieben dürfen, diese Schrift als Festgeschenk zum hundertfünfundzwangzigsten Gründungstag der Zeitung überreichen zu können: als Dank für die Einen, als Ansporn für die Andern und als Memento für Alle!

S t r a s s e n , am Vorweihnachtstage des Jahres 1972.

Pierre GRÉGOIRE

Dr. Ed. Michelis

als Auflösung erschien, wirkte dieser unscheinbare Michelis, durchaus ungewollt, als eine Art Katalysator, der beschleunigte, obschon er genau das Gegenteil wollte, nämlich als Kristallisator des Guten, des Besonderen und des Erhebenden zu agieren. Zweifelsohne war er atavistisch stark markiert, was sowohl eine erbliche Belastung im Gefühlsleben wie auch eine von den Voreltern überkommene Talentmasse geistig-seelischer Faktur bezeichnet. Das westfälische Milieu hatte ihn nicht minder geformt als die katholisch-protestantische Familie selber: der Onkel war katholischer Theologe und Schöngeist, der Vater, durch Zufall Offizier, im Wesentlichen Künstler gewesen, da er als Landschaftsmaler, Kupferstecher und Zeichner sein Leben verdient hatte. Der Mutter, als Protestantin, war gelungen, ein kühleres und ruhigeres Element in die Gemeinschaft der Zehn zu bringen, von welcher der männliche Teil — der Vater und fünf Jungen — katholisch und der weibliche — die Mutter und drei Mädchen — protestantisch lebten. Das kuriose Mixtum verhinderte nicht, daß der am 6. Februar 1813 in Münster-Sankt-Mauritz geborene Michael Franz August Eduard Priester wurde, daß der zwei Jahre jüngere Bruder Friedrich das Beispiel des älteren nachahmte und daß die frühzeitig verwitwete Mutter schließlich konvertierte. In den Geistern der beiden Diener Gottes blieb jedoch ein Etwas zurück, das zu Sonderhaltungen, wenn nicht zu Unterscheidungsvelleitäten treiben mußte: Eduard wirkte geradezu provokatorisch auf die Katholikengegner, und Friedrich glitt auf die Ebene des kämpferischen Altkatholizismus ab. Eduard, der ewige „Schüler der ersten Bank" im Gymnasium, brachte fertig, drei Normallernjahre in einem einzigen zu absolvieren, eine außergewöhnliche Intelligenz, einen mehr als tüchtigen Arbeitseifer und eine gefährliche Frühreife zu manifestieren, erhielt 1832 sein Abgangszeugnis, gründete einen Dichterverein und versuchte, unter dem Decknamen Odilo, den Pegasus zu bändigen. Das hielt ihn keineswegs ab, die höheren Studien fortzusetzen und gleich als Akademiker in einen wissenschaftlichen Strudel zu springen, der ihn nicht mehr

freigeben sollte. Im Nu war er hineingeschleudert in den religiös-politischen Wirbel, den ein sanfter Nachkomme der Christian Georg Neller und Johann Nikolaus von Hontheim aus Trier, der doktorierten Vertreter also des Episkopalismus und des Gallikanismus in deutscher Version, wenn nicht der Vorläufer des Josephinismus und der vom Extremrationalismus ausgelösten französischen Revolution, erzeugt hatte, nämlich Theologie- und Philosophieprofessor Georg Hermes, der die Vormacht der Vernunft dozierte, die Scholastik geringschätzte, die Vorrechte des Papstes zu schmälern und den gesamten Katholizismus zu liberalisieren unternahm.

Daß der Beginn der theologischen Studien, die Michelis in der Münsterer Akademie in Angriff nahm, zusammenfiel mit der sogenannten Neuorientierung jener Wissenszweige, gemäß den Hermes'schen Lehren — der Professor selber war ein Jahr zuvor verstorben —, während von Straßburg aus Professor Bautain die Gegenlehre von der Allwertigkeit der Offenbarung verbreitete, war ganz dazu angetan, den jungen, leidenschaftlich Partei ergreifenden Studenten umso haltloser den Gelehrtenkämpfen auszuliefern, als der Kölner Erzbischof Ferdinand August von Spiegel für Hermes, der Münsterer Generalvikar Klemens August von Droste zu Vischering aber gegen die Nurvernünftler einstand. Da der Jungtheologe zudem eine schwärmerische Vorliebe für Johann Adam Möhler und dessen „Symbolik" bekundete, geriet er, noch ehe er das Priesterseminar betreten hatte, in eine ungeklärte, aber explosive Widerspruchsstimmung hinein, die ihn Pläne konzipieren ließ, für deren Verwirklichung ihm außer der konkreten Vorstellung auch die innere Erfahrung fehlte. Er befand sich gar bald in einem Permanentzustande der Gärung, welcher ihn allzu viel anfassen, nichts ganz erfassen und nur wenig konsequent zu Ende denken ließ. Sein chaotisches Gefühlsleben wurde, ein halbes Jahr vor seinem Eintritt ins Priesterseminar, durch den unerwarteten Tod des Vaters und die darauf folgende Jagd nach Stipendien wesentlich akzentuiert.

Seine unleugbaren Fähigkeiten, die ihm weiterhin erlaubten, Erstränge im Studienspiele zu erobern, vermochten freilich nicht, seinem Cholerikertemperamente Zügel in allem anzulegen. Seine Voreingenommenheit für das „Traditionelle", welches in seiner Auffassung die „Wiedererweckung des geschichtlichen Sinnes" forderte, trieb ihn dauernd an, in den Auseinandersetzungen um das Kölner Priesterseminar, das Bonner Theologen-Konvikt, die Frage der gemischten Ehen und die Protestantisierungsversuche der preußischen Behörden so sehr Mitlärmer zu sein, daß er sich selber in eine Art Verschwörerpassion hineinlebte und immerfort versuchte, geheime Verbündete zu sammeln, um sie seinen Ideen zu verpflichten. Diese Studentenneigung nahm er, kaum gewandelt, mit in seinen neuen Stand hinüber, als der Ende 1835 zum Erzbischof von Köln ernannte Klemens August von Droste ihn ex abrupto zum Hauskaplan und Geheimsekretär berief. Was an dieser Ernennung des unfertigen Subdiakons überstürzt war, konnte nur Bestürzung auslösen; alles trug hier die Brandzeichen der Hast: Subdiakonsweihe am 27. Februar 1836, Diakonsweihe am 21. März, Priesterweihe auf Grund höherer Dispens am 6. April desselben Jahres. Dreißig Tage Einkehr im Priesterseminar vermochten selbstverständlich nicht, den ruckhaft nach oben getriebenen Neopresbyter innerlich auszustillen und seelisch abzuklären. Im Mai 1836 übernahm er Ämter, zu deren Ausübung ihm wohl nicht die Leitkräfte der Intelligenz, aber manche Hilfsmittel der Lebens- und der Menschenkenntnis fehlten.

Zwei Unerfahrenheiten, die sich in der Ausführung von Kirchenverwaltungsgeschäften summierten, und zwei Kränklichkeiten, denen an gesunden Ergänzungen gelegen war, konnten nur Reibungen erzeugen und Unerquicklichkeiten gebären. Klemens August war körperlich geschwächt und brachte in seiner Haltung gegen jede Halbheit in Religionsdingen viel Eigensinn und manche Sturheit zur Geltung, und Eduard Michelis, an einem Brustübel leidend, gab sich eifervoll, begeistert, eingeweiht in die letzten Geheimnisse,

beratend, wo er selber des Rates bedurfte, und reformierend, wo er selber nicht ausgeformt war. Sein instinktives Sich-Anlehnen an Andere, die er als Mitverschworene im Kampfe gegen die Hermesianer betrachtete, verführte ihn rasch zur Ausweitung eines internationalen Geheimzirkels, in dem Franz Lechtappe, Ludwig Konstantin und Andreas Fey, Johann Theodor und Joseph Laurent, Dr. Anton Josef Binterim und, am Rande, Ernest Grégoire, der Lütticher Bischof van Bommel, Alois Nellessen aus Aachen, P. Kersten vom Lütticher „Journal historique et littéraire" sowie eine Reihe jüngerer Mitläufer aus der Geistlichkeit ephemere Rollen zu spielen hatten. Immerhin kam Johann Theodor Laurent über den belgischen Professor Möller in Verbindung mit dem Internuntius Fornari in Brüssel, was in der Folgezeit seine stärkeren Auswirkungen finden sollte. Die Tätigkeit des Geheimsekretärs, der in sämtlichen Unternehmungen secretissime zu handeln und handeln zu lassen pflegte, dehnte sich auf mehr Gebiete des öffentlichen Lebens aus, als er mitsamt seinen Freunden der preußischen Staatsgewalt gegenüber zu meistern vermochte. Für seinen Anti-Hermesianismus, der die Einseitigkeit nicht leugnen konnte, wollte er fort und fort Verbündete neuer Art gewinnen, wenn es sein mußte durch den unerlaubten Zuzug von Jesuiten, die des Landes verwiesen waren. Sein Traditionalismus erkämpfte sich den offensten Ausdruck in der Neubelebung von Miserere-Andachten und Wallfahrten. Daß der „kleine Erzbischof", der „erzbischöfliche Ketzerrieche", der „vernunftfeindliche Fideist" dadurch fertig brachte, eine gewisse Popularität für seinen hohen Vorgesetzten wirksam zu machen, ergab einen jener vielen Widersprüche, die seiner kurzbefristeten Aktivität in Köln den Stempel aufdrückten. Allein was seine fast kindlich offene Wirkensweise an positiven Werten zu erzielen oder doch zu erhoffen erlaubte, das konnte seine ebenso naive Geheimniskrämerei in ein Zwielicht stellen, das die guten Handlungen mit den reinen Absichten als konträre Taten aufleuchten ließ. Das Schweigen, welches er empfahl, wurde durch seine eigene Redselig-

keit — die zumeist eine Schreibseligkeit war — leichthin gebrochen. Verriet er den Eingeweihten neue Pläne, so vergaß er nie, sie mit einem bündigen „Haec intra nos" abzusiegeln. Allein es konnte nicht unter Etlichen oder unter Zweien bleiben, da er zu Viele mit der gleichen Formel zu binden trachtete.

Als die Auseinandersetzungen um die Lehre des toten Hermes am heftigsten tobten und Klemens August von Droste zur Lichtgestalt der „Glaubens"preiser, aber gleichzeitig auch zur Zielscheibe der „Vernunft"lober geworden war, als zudem über den päpstlichen Legaten Cappacini und den preußischen Diplomaten Bunsen der Streit zwischen der römischen Kurie und Preußen seinen Maximalgrad erreicht hatte, unternahm die Regierung einen Schritt, den Metternich in Wien als den „Gipfelpunkt der Verrücktheit" darstellte: sie ließ am 20. November 1837 den Erzbischof von Köln mitsamt dessen Hauskaplan unter der Beschuldigung verhaften, „durch fortgesetzte Überschreitung seiner Amtsbefugnisse und durch gesetzwidrige Verfügungen, welche das Landesherrliche Ansehen gefährdet und Störung der Bürgerlichen Ordnung herbeigeführt hätten, die Notwendigkeit herbeigeführt zu haben, ihm kraft Landesherrlicher Machtvollkommenheit die Ausübung seines erzbischöflichen Amtes zu untersagen und ihn aus der Kölnischen Diözese zu entfernen".

Der Weg des gefangenen Geheimsekretärs führte, bis Minden zusammen mit dem hohen Gönner, über die Zitadelle von Magdeburg nach Erfurt und war ein einziger Marterweg für den körperlich und seelisch leidenden Geistlichen; es war zugleich, vor allem nach der scharfen päpstlichen Verurteilung der willkürlich vorgenommenen Maßnahme, eine vier Jahre lang fortgesetzte Blamage für die preußischen Behörden, die sich durch Schriften über Schriften an den Pranger der Weltmeinung gestellt sahen. Michelis, der die Zeit der Prüfung zur fruchtbarsten Periode seines verinner-

lichten Lebens auszugestalten wußte, nannte die Zahl der Publikationen einfach unbestimmbar, während Forscher, wie Benzenburg und Vogel, sie zwischen hundertsiebzehn und zweihundertdreißig schwanken ließen. Selbst das Arloner „Écho du Luxembourg" stand nicht an, des öftern jenes inzidentenreichen Politikums zu gedenken, das nicht nur die Rheinländer passionierte, sondern auch in den andern Ländern Europas Widerhall zu wecken vermochte; so am 17. Februar 1838, da es schrieb:

„D'après ce qu'on nous écrit de Trèves, l'affaire de l'archevêque de Cologne continue à occuper les esprits. Le gouvernement ne parvient pas, malgré tous ses efforts, à la faire oublier.

Le clergé des provinces rhénanes, qu'on ne peut pas accuser de fanatisme, soutient chaudement son chef et entretient facilement le mécontentement parmi les populations aigries contre l'administration prussienne. Il lit beaucoup le „Courrier de la Meuse", quoique ce journal soit prohibé en Prusse. On continue à prétendre, malgré les dénégations de M. van Bommel, que l'épiscopat belge a des relations fort suivies avec les prêtres des provinces rhénanes et leur donne des conseils qu'ils suivent".

„La Pédagogie de Bonn est à la vérité ouverte, et on a aussi imposé aux élèves le devoir de fréquenter les cours des professeurs qui suivent la doctrine de Hermes. Mais il n'y a presque pas d'élèves ni dans la pédagogie, ni aux cours. Les boursiers refusent même de s'y rendre; on dit que pour compenser la perte qu'ils font, de riches nobles et des commerçants aisés leur fournissent des subsides, preuve que dans les classes aisées aussi le gouvernement compte de nombreux adversaires".

So auch am 7. März desselben Jahres:

„Une chanson épigrammatique de vingt-quatre couplets contre ce monarque (roi de Prusse) est répandue à profusion dans ces contrées (rhénanes) en exemplaires manuscrits. Elle a pour titre: „Kölnisches ABC-Buch".

Und am 2. Mai 1838 wußte es über Lüttich zu melden:

„Des voyageurs qui viennent de traverser la Prusse, racontent que depuis les affaires de l'archevêque de Cologne, les temples et les églises sont plus fréquentés que jamais. Il n'y a plus d'opinions douteuses. Chacun a embrassé d'une manière décidée l'une ou l'autre croyance. Catholiques et protestants rivalisent de zèle dans la pratique de leur religion".

Und das war eine Folge, die von den Auslösern des Konfliktes nicht vorausgesehen worden war. Bei all ihren heimlichen Amtsberatungen hatten sie jene Weltmacht vergessen, welche Napoleon Bonaparte im einen einzigen Temperamente des Mannes wirksam gespürt hatte, der vom „Rothen Blatt" über den „Rübezahl im blauen Gewande", die „Einsiedlerzeitung" der Arnim und Brentano, die „Heidelberger Jahrbücher", den „Rheinischen Merkur" und den „Katholik" sich auf den furchtbarsten Schlag für die Droste-Michelis'schen Widersacher vorbereitet hatte: Josef von Görres. In etlichen Wochen schrieb er seinen niederschmetternden „Athanasius", welcher jählings den dunklen Kampf preußischer Administratoren gegen religiöse Institutionen zu einem literarisch-philosophisch-theologischen Agens erster Größe mit hintergründig ausbrechenden Wirkgewalten von säkularer Bedeutung erhoben hatte. Unmißverständlich wurde da der Staat in seine eigentlichen Machtgrenzen zurückgewiesen:

„Was nämlich die Kirche von dem Gründer der neuen Ordnung in der Fassung des Dogmas von der Inkarnation ausgesagt: ‚wahrer Gott und wahrer Mensch, einer und derselbe Christus, Herr und Eingeborener in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Teilung und ohne Sonderung', das gilt auch ganz und gar von der Ordnung, die er begründet hat. Die christliche Sozietät, wie sie das Altertum verstanden, sollte auch sein wahre göttliche und menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborene in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Teilung und ohne Sonderung".

Was vermochte gegenüber einem solchen Feuerbrande, dem die nachfolgende „Triarier"-Schrift neue Nahrung zuführte, ein funzeliges Schmäh-Skriptum, das unter dem Titel: „Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Michelis. — Binterim. — von Droste. Mit 39 bisher ungedruckten Dokumenten", 1840 anonym in Leipzig erschien? Wiewohl Michelis aus seiner Haft eine etwas linkische, zudem vollständig überflüssige Entgegnung schrieb — der später erfolgende Freispruch bewies es vor

aller Welt — konnte die Aufmerksamkeit des Publikums nicht mehr von einer Erscheinung abgelenkt werden, die das Persönliche hinter dem Grundsätzlichen verschwinden ließ. Görres hatte das deutsche Schrifttum um höhere Werte bereichert, die fortzeugend geistige Reichtümer hervorbringen ließen; wohl war er in seinen Untersuchungen, denen etliche Monate später „Jahresgedächtnis zum 20. November 1837" gefolgt war, von den Opfern der Verfolgung, Klemens August und Michelis, ausgegangen, allein die Personen waren zum größten Teile über diesen Schrifttaten vergessen worden.

So sehr waren sie in den Hintergrund der Weltereignisse getreten, daß die Juli 1839 von der Not erzwungene Entlassung des Geheimsekretärs durch den Erzbischof und dessen eigener Verzicht auf den hohen Posten in Köln, getreu einer von Rom gewollten Politik der Befriedung, denen mehrere Kirchenfürsten zum Opfer fallen sollten, nicht mehr intensivere Volksbewegungen auszulösen vermochten. Friedrich Wilhelm, der neue preußische König, nahm schriftlich, am 15. Oktober 1841, die publike Ehrenrettung des unglücklichen Klemens August von Droste vor, und Eduard Michelis blieb ab 21. April 1841, nach seiner Rückkehr in die westfälische Heimat, unter der mehr oder weniger diskreten Aufsicht der Polizei. Als unwillkommener Gast seines eigenen Landes, stets des Abschubs durch die argwöhnischen Behörden gewärtig, zog der rastlose Geist sich in sich selbst zurück, widmete sich mehr und mehr der „inneren Behausung" in seinen Tagebüchern, gründete die „Ordensgemeinschaft der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung", schuf ein Armen- und Waisenhaus, gab das „Münsterische Sonntagsblatt für katholische Christen" heraus, setzte, allen Widerständen zum Trotze, seine höheren Studien fort, die er 1844 mit dem Doktortitel und der Mention „insigni cum laude" abschloß, bewarb sich vergebens in Münster, Bonn und Breslau um eine Dozentenstelle, fuhr zwischendurch nach den Niederlanden, schrieb eine Abhandlung „Über die Gegenwart und Zukunft der katholischen

Kirche Hollands", pflegte seine Brust, um weitere Blutstürze zu unterbinden, und bangte, zwischen eigener Not und fremdem Leid, nicht allzu sehr um seine Zukunft.

Hatten doch inzwischen die Pläne der kleinen Aktionsgruppe aus dem Köln-Aachen-Lütticher Kreise ihre ersten Verwirklichungen gefunden. Johann Theodor Laurents Verbindungen zum Brüsseler Internuntius waren in Rom, nach einem enttäuschenden Intermezzo, das den jungen Apostolischen Vikar in Hamburg als „persona non grata" hatte erscheinen lassen, so gut ausgenutzt worden, daß der luxemburgische Bischofsstuhl zu Anfang des Jahres 1842 vom unentwegten Mitstreiter des westfälischen Doktors hatte besetzt werden können. Hier ergab sich mit einem Male für die tatensüchtigen Geister eine gute Schlüsselstellung, von der aus sie größere Unternehmungen starten konnten. Ernest Grégoire war bereits in Trier auf Posten, wo er im Auftrag der Freunde die Herausgabe einer katholischen Zeitung mit mehr Eifer als Fachwissen und Geldmitteln betrieb. Leider waren die zuständigen Autoritäten seinen idealen Bestrebungen so übel gesinnt, daß sie rundweg das „Imprimi potest" verweigerten. Was blieb dem abgehenden Arzte und angehenden Journalisten anderes übrig, als eine Not- und Zwischenlösung zu suchen? Er fand sie, ohne allzu große Schwierigkeiten, im kleinen Großherzogtum. Denn Luxemburg erschien den frisch gebackenen Publizisten, die in litteris zu abenteuern wünschten, wie sie es in andern Domänen getan hatten, als das beste aller Experimentierfelder. So geschah denn, daß sich die Vaterstadt eines Schrobilgen unverhofft des periodischen Erscheinens eines deutschsprachigen, von einem Franzosen geleiteten katholischen Journals zu rühmen vermochte. Die erste „Luxemburger Zeitung" erschien am 3. Juli 1844, löste leidenschaftliche Gegnerschaften in den Reihen der Freimaurer und der Liberalen aus — eine pleonastische Formel, da diese jenes und jene dieses waren —, wurde von der amtlichen Zensur nach Strich und Faden gestriegelt, von den öffentlichen Gewalten mit viel Willkür

und noch mehr Böswilligkeit verfolgt und am 15. Juni 1845 kurzerhand unterdrückt. Dr. Eduard Michelis, der zu Beginn des Jahres 1845 mit dem Freunde Konstantin Ludwig Fey vom Bischof an das neu gegründete Priesterseminar berufen worden war — mit welcher Beflissenheit hatten die westfälischen Instanzen ihm den Weg ins Ausland geebnet! — konnte nur noch im allerletzten Augenblick versuchen, das Blatt durch eine radikale Ortsveränderung zu halten. Allein das Trierer Klima war, in politicis, nicht günstiger als das Luxemburger. Wohl scheiterte daran ein schöner Plan, doch jede Hoffnung war nicht aufgegeben. Was unausgegoren in den aktionstrunkenen Männern wirksam war, fügte sich rasch in den allgemeinen Gärungsprozeß der Zeit hinein und reifte in der politischen und mit der politischen Revolution, die nicht mehr abzustellen war.

Wohl hatte vier Jahre zuvor ein unbeliebter Hassenpflug den Abschied genommen, wohl war der nicht minder verachtete Stifft dem Hassenpflug gefolgt, allein die Staatskanzlerarbeiten im Haag, von Blochausen bewußt in Gegnerschaft zu allem unternommen, was an Stifft und Hassenpflug gemahnte, vermochten nicht im Nu die Wunden auszuheilen, die im luxemburgischen Volke von fremden, zumeist protestantischen Funktionären geschlagen worden waren. Und der König-Großherzog in Holland genehmigte nicht ohne weiteres die Umstellung des Kolonialkleinlandes in ein eigenherrlich verwaltetes Sonderreich. In etwas gemilderten Formen setzte sich also die verwaltliche Ausbeutung Luxemburgs fort; der in den Untergründen schleichende Terror, der vor manifesten Bespitzelungen nicht zurückschrak, nahm in nur geringem Maße ab; die reaktionären Orangisten erwiesen sich weiterhin als erstaunliche Profiteure einer heimlich gedeihenden Vetternwirtschaft; und die profunden Ursachen des spürbaren Nationalmalaise blieben bestehen: inexistent das allgemeine Primärschulwesen, Willkür in allen Stadien des Gerichtswesens, Impertinenz und Allmacht des Funktionariats, Privilegien über Privilegien für

die Großgrundbesitzer, übertriebene Höhe der königlich-großherzoglichen Zivilliste, Unhaltbarkeit der schlechten Verfassung von 1841, allzu kostspielige Regierung, machtsüchtige und regimetreue Zensur, drückende, erdrückende Steuerlasten, unsinniges Wahlgesetz und Kumul nach Herzenslust der Oligarchengehälter.

Während Dr. Eduard Michelis sich in der Zeit zwischen 1845 und 1848 an den Josef von Görres'schen Werken begeisterte und aus dem „Athanasius" den Grundsatz merkte: „Die Kirche ist nicht die Magd des Staates, denn dann wäre auch das Fleisch über den Geist, der Schulmeister über den Pfarrer, das Wissen über den Glauben, die Spekulation über die Offenbarung, die Philosophie über die Religion", trug von Brüssel und von Köln her ein anderer Geisteswind fruchtbaren Unkrautsamen in die Herzen der aufhorchenden Europäer, der Luxemburger nicht minder als der Deutschen und der Franzosen. Karl Marx hatte 1847 sein „Manifest" erlassen und reizte in seiner „Rheinischen Zeitung" fortgesetzt zu Umsturztaten auf. Ein degenerierter Liberalismus breitete sich bedrohlich aus, und ein degenerierter Sozialismus, recht bald als Kommunismus beschworen, machte diesem im Nu die betörten Menschenmassen streitig.

Dieweil das niedere Volk vor inexistenten Bildungsstätten, bei lächerlich geringen Tageslöhnen, doppelt darbte, hielt die Führerschicht mit ihren gesättigten Supportern geistig Siesta. Sie nahm deshalb nicht wahr, wie die Hungernden allmählich aus der Not ihrer Lage die Tugend des Aufstandes machten und ihrer revolutionären Stimmung den eklatantesten Ausdruck zu verschaffen trachteten. Die Regierung sandte noch politische Gutwetterberichte nach dem Haag, als schon die Stürme des Gemeinschaftszornes durch die Kantone fuhren. In ihrer Erschrockenheit dachte jene nicht im geringsten an ihre und des Königs Leitfehler, sondern verwandte tausend Mühen und mehr auf die Fahndung nach einem höheren Sündenbock. Logenbrüger im Verein mit

andern Pfaffenschluckern fanden ihn, lieber noch als leicht, im Apostolischen Vikar, der nicht alles aß, was jene ihm aufzutragen pflegten. Und da die guten Mitarbeiter des bischöflichen Herrn ein klein wenig mehr als spirituelle Wassersuppen für die Gläubigen und trockene Kleienkrumen für die Bürger forderten, waren im Handumdrehen die Geistlichen, Dr. Eduard Michelis und Konstantin Ludwig Fey mitsamt ihren inländischen Konfratres, zu Mußopfern der gereizt judizierenden Staatsomnipotenz geworden.

Die Aktivität der alles wagenden, weil in allem führend gewordenen Loge mit ihren Revolutionsidealen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit arbeitete ungewollt den härteren Marxisten in die Faust. Und der erzliberale Katholizismus, dem etliche Orangisten-Priester, wie Direktor Müller, Abbé J. P. Maeysz und ähnliche Febronisten aus der Schule des Professors Dominik Konstantin München, zu Diensten waren, spielte eine nefaste Rolle in den aufkommenden Kämpfen, da er mehr für die Freiheit im Frieden als für die Wahrheit in allem eintrat. Wo der Bischof, J. T. Laurent, um den drohenden Gefahren der Zeit zu begegnen, der Freiheit zur Lüge oder zum Bösen und zum Irrtum widersprach, da diese, hemmungslos geworden, nur eine Diktatur des Übels erzeugen konnte, fühlte sich die „liberale Gesellschaft" in ihrer Leit- und Diktierexistenz beeinträchtigt. Ihr Totalprogramm der „liberté, liberté chérie" gewährte Ungebundenheit nur den eigenen Anhängern und versagte sämtlichen Gegnern mit der Unterrichtsfreiheit auch die des Zusammenschlusses, der Presse und des Kultus. Wo diese Widersacher sich für die Eroberung derartiger Privilegien einsetzten, da widersetzten die Obern sich mit jenen legalen Mitteln, über welche sie allein verfügten, der Verwirklichung einer allgemeinen Freiheit in der Ordnung.

Und es war dann die Freiheit des Wirrwarrs, die in den Februar-, März- und Apriltagen des Jahres 1848 zu siegen schien. Nur im allerletzten Augenblick vermochten der

König-Großherzog und die Regierung einen Positionswechsel vorzunehmen, der den Umstürzlern halbwegs entgegen zu kommen und dennoch das Letzte zu versagen erlaubte. Eine neue Verfassung proklamierte zwar die Pressefreiheit, allein die tieferen Ursachen völkischer Unzufriedenheit blieben unausgemerzt. Die Verbündeten um den Bischof nutzten die Gunst des Augenblickes aus, da die tragische Geschichte um die Ernest Grégoire'sche „Luxemburger Zeitung" sie feinfühlig für die glücklicheren Umstände gemacht hatte, und ließen am 23. März, acht Tage nach den aufrührerischen Ereignissen in der Hauptstadt, das Journal „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht" erscheinen.

Als unsichtbarer, aber spür- oder ahnbarer Impulsator, hinter den Herren Würth, Eyschen, Ambrosy, Jonas und Neumann, wirkte Seminarprofessor Dr. Eduard Michelis, steter Wort- und Geistesführer des Apostolischen Vikars J. T. Laurent, immerheißer Nachfahre der Antihermesianer und abgeschwächtes Echo des rheinländischen Sturmverkünders Josef von Görres, der rechtzeitig gestorben war, um nicht noch einmal die Gefährdung seines Schützlings von 1837 zu erleben.

Michelis und Laurent, Laurent und Michelis!

Spielend formte sich damals das Namenspaar, so wie zehn Jahre zuvor sich das andere aufgedrängt hatte: Michelis und von Droste, Klemens August und Michelis. Manches freilich hatte in der Zwischenzeit sich gewandelt, wenn nicht in den äußeren Zuständen, gemäß denen die beiden redeten oder schrieben, so doch in ihren inneren Einstellungen zu den Dingen: unter der Härte des Schicksals waren sie merklich gereift und so gefestigter in sich selbst geworden.

In den neuen Widrigkeiten, an denen sie zu leiden hatten, wurden ihre Tugenden erst dort wirksam, wenn nicht werthaft, viel zu werthaft und zu wirksam für ihre Gegner, wo

sie mit ihren Kontragewalten zusammenstießen und bewegt wurden: die Härte mit der Sanftheit, die Intoleranz mit der Güte, die Folie ihrer bestgewollten Bestrebungen mit der Ergebenheit in das Schicksal, welches sie fort und fort zu Enttäuschten machte.

Daß die Erstzeiten des „Luxemburger Wort" noch die Signatur des Fremdländischen, ja, manchmal des Befremdenden trugen, war eine Folge des eruptiven Geistes, der zu Beginn als Zugewanderter die Geschicke der Zeitung zu leiten hatte, obschon er selber sich niemals als Fremdling fühlte, sondern das Großherzogtum einfach für Deutschland annektierte, um bequemer seiner Auffassung ein Heim und seiner Vorliebe ein Daheim zu sichern. Das wurde ihm allerdings von den einheimischen Tonangebern nicht weniger als leicht gemacht. Der kleine Absolutismus in Luxemburg und im Haag reagierte nämlich nicht anders als der große in Berlin reagiert hatte: war dieser protestantisch gefärbt gewesen, so offenbarte sich jener in grellen Freimaurertönen. In rebus publicis war das Ergebnis identisch: der Widerständler mußte eliminiert werden und mit ihm, was zu ihm zu halten schien. Und merkwürdigerweise wurden die Hauptopfer des politischen Molochs mutatis mutandis an denselben Stellen gesucht und gefunden wie zuvor in Köln, — auf dem Bischofssitze und unter den besten Bischofsstützen.

Die verantwortlichen Kleinstaatslenker, denen durch die März-Vorgänge der schönste Nimbus geraubt worden war, mußten ein Opferlamm für die eigenen Vergehen ausfindig machen, um das Volk — das, was sie die „partie éclairée du peuple" nannten — vom Wesentlichen abzulenken. Johann Theodor Laurent und dessen unerschrockenster Verteidiger im „Luxemburger Wort" erschienen ihnen als die vom Schicksal gesandten Verbrecher, die mit sämtlichen Verwaltungshunden zu jagen und zu vertreiben seien. Die luxemburgische Nationalgeschichte kennt kein ähnliches Beispiel

der von obenher entfesselten und nach untenhin verbreiteten Niedertracht, die mit allen Mitteln der Böswilligkeit und der üblen Nachrede, in der Freimaurerpresse sowohl wie auch in den amtlichen Schriftstücken, einen ehrlich schaffenden und redlich widerstehenden Menschen von Charakter zu Fall brachten. Staats- und Königsgewalten wurden mobilisiert, um über den Haag und Rom den armen Bischof von Luxemburg als Großmeuterer dem Verdammungsurteil der letzten Machthaber auszuliefern. Und Rom handelte im Falle Laurents, wie es im Falle des Kölner Erzbischofs gehandelt hatte: um des lieben Friedens willen mußte der mißliebig gemachte Mann, der nichts als seine Pflicht getan hatte, abgesetzt und exiliert werden. Was nachträglich unternommen wurde, um die Ehrenrettung des Verbannten vollkommen zu machen, konnte nichts am ungewöhnlichen und im Wesentlichen gewollten Justizirrtum höheren Grades ändern: Einer erlitt das Unrecht ganz und litt daran bis zu seinem Tode in einem niederländischen Kloster, und ein Anderer, der Michelis hieß und den Machtkampf um die Ehrenrettung in der Zeitung mit einer glühenden und sich selber verbrennenden Beharrlichkeit betrieb, holte sich daran erneut das Übel, dem er viel zu früh erliegen sollte.

Die Geschichte der luxemburgischen Justiz aus jenen Tagen des Aufruhrs und der Bischofsverfolgung ist kaum glorios zu nennen. Wo ein frechdachsiger Katholikenschmäher wie der „Echternacher Grenzbote" unbelangbar blieb, obschon er den furchtlosen Verteidiger der kirchlichen Vorrechte „Haupt unserer Plünderer" und „Anführer unserer Meuterer" nannte, wurde Dr. Eduard Michelis als unentwegter Bekenner der einzigen Wahrheit, daß der „Bischof falsch vom Regierungs-Kollegium beim Könige angeklagt" worden sei, vor Gericht zitiert und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt: kein Novum für den Kämpfer, der zuvor bereits vier Jahre lang ohne Gerichtsspruch der Freiheit beraubt worden war. Hierzulande freilich setzte der gesamte Klerus sich öffentlich für ihn ein, so daß die

Justiz mit der Exekutivgewalt in eine böse Klemme geriet, aus der sie nur über den Verlegenheitsweg der allgemeinen Amnestie herauszufinden vermochte.

Allein die liberalen Landesführer lernten nichts hinzu. Oder wollten sie Rache nehmen für eine unverschmerzbare Niederlage, die sie am gehaßten Dr. Michelis hatten erleiden müssen? Als zu Beginn des Jahres 1852 das „Luxemburger Wort" die Frage untersuchte, ob ein katholisch gesinntes Volk von einem protestantischen Fürsten gut regiert werden könnte, konstruierten sie aus der klug, logisch und sachlich ruhig dargelegten Beweisführung — die ohne Zweifel in den Hauptteilen, wenn nicht im Ganzen aus der Feder des Hauptschriftleiters stammte — eine manifeste Majestätsbeleidigung und witterten hinter den klar und leidenschaftslos entwickelten Argumenten einen animus iniuriandi, der zu bestrafen sei. Gegen den in erster Instanz verkündeten Freispruch legten sie Berufung ein, in der Hoffnung wohl, daß sich Dr. Michelis, auf den sie offensichtlich lauerten, sofort als Autor bekennen würde. Sie fühlten sich um ihr Opfer betrogen, als sich dann nur die gute vierköpfige Michelis'sche Stütze — das sagenhaft gewordene „Redactions-Comité der vier W" — nämlich Religionslehrer Nikolaus Wies, Professor Bernard Weber, Religionslehrer Johann Weirens und Kathedralverwalter Klemens Hubert Weber, zu erkennen gab. Auf diese Weise konnte, sämtlichen Hoffnungen entgegen, der „Fremde" nicht ins Spiel gebracht werden; eine bodenständige Schriftleitergemeinschaft war für die Verfolger uninteressant. So sahen diese einfach über die „Verantwortlichen" hinweg und ließen, um den unerreichbaren Dr. Michelis mitzutreffen, ihren Ärger an dem wirklich unschuldigen Strohmann aus: Franz Rehm wurde zu zwei Jahren Gefängnis verdonnert. Kassation wurde beantragt, allein man ließ den Dingen Zeit, sich im Staube der Geschichte zu verlieren. Keine Zeitung wußte den Ausgang des kuriosen Gerichtsfalles zu vermelden. Bei einem Dr. Michelis allerdings wären alle Pauken der Erinnerung

mit sämtlichen Trompeten der Anprangerung gerührt worden; über einen inländischen Franz Rehm gingen die forschen Rechtsforderer der Öffentlichkeit wortlos zur Tagesordnung über.

Immerhin führten die Regierungsmitglieder unter der Hand, doch über den Haag, ihre Attacken gegen Michelis fort. Mehr als einmal sandten sie „Wort"-Nummern mit rotmarkierten Druckstellen als „freche" oder „verleumderische" Stellungnahmen des Seminarprofessors an den Vertreter des Vatikans, damit von Rom aus dem allzu gewandten Schreiber die Feder aus der Hand geschlagen würde. Erfuhren sie vom Nuntius daraufhin weniger Unterstützung als Verweise, so wollten sie von sich aus, in sichereren Domänen und also über administrative Geheimpfade, den unliebsamen Gast durch Aushungerung, nach einer Gehaltsverweigerung, zum Schweigen bringen oder durch andere Schikanen aus dem Lande treiben. Nur schlugen auch diese Anschläge aus dem Hinterhalte fehl, obschon der unermüdliche Streiter im Kampfe gegen alle Gewalten sich physisch so sehr verausgabt hatte, daß er die Redaktionsgeschäfte allein nicht mehr zu meistern vermochte. Eine jüngere Hilfskraft mußte ihm beigesellt werden. Und so geschah, daß gegen Ende 1853 der Steinseler Vikar Johann Nikolaus Breisdorff in die Meisterschule des westfälischen Dichter-Journalist-Professors eintrat, um schon im Oktober 1854 mit der eigentlichen Schriftleitung betraut zu werden. Der Mann aber, dem zu Ostern 1845 die Pforten Luxemburgs geöffnet worden waren, durchzog sie, neun Jahre später, in der andern Richtung als ein Siecher, der sich gezeichnet wußte, aber dennoch in die alte Heimat ging, um Linderung viel mehr als Heilung zu suchen. Zu finden vermochte er nur das, was ihn am 8. Juni 1855 in Luxemburg zu Tode brachte. An irdischen Gütern hinterließ er nichts, außer dem schlichten, von luxemburgischen Subskribenten errichteten Gloriensteine auf dem Liebfrauenkirchhof, seinen ebenso anspruchslosen „Liedern aus Westfalen", deren Herausgabe

ihm post-mortem-Widrigkeiten verschaffte, und seinen packenden Tagebüchern, in denen der stille Gläubige seine pursten Werte zu offenbaren wußte.

An geistigen Schätzen aber vermachte er den Nachkommen, über die Buchwerke: „Das tragische Ende der Londoner Karthause genannt Zum englischen Gruß", „Das heilige Meßopfer, Beitrag zur friedlichen Verständigung über die religiöse Frage der Gegenwart", „Die Wahrheit in der Hermes'schen Sache", „Erzbischof Klemens August von Köln", „Die Aufgaben der deutschen Katholiken", „Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben" sowie über Hunderte von Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen hinaus[1], so viel, daß heute noch die Jünger seiner Kunst, denen die Geschichte, gleich ihm, als „Lehrmeisterin des Volkes", als „beständiges Weltgericht" oder als „Warnung für die kommenden Geschlechter" deutbar wird, an ihm sich gleicherweise und auch gleichermaßen zu entflammen vermöchten, wie er sich an Josef von Görres entzündet hatte.

Sein Schicksal, so kurz es auch gewesen sein mag, erscheint den nachgekommenen Generationen als die greifbarste Illustration des Diktums, daß eine wahrhaft gute Sache nur aus dem unschuldig vergossenen Blute ihrer Vertreter gedeihen kann. Menschen mußten leiden und fallen, in Deutschland ein Erzbischof und dessen Sekretär, in Luxemburg ein Bischof und dessen Botschaftsverkünder, damit durch das Verzichtopfer von zwei Prälaten und die Persekution eines und desselben Feuergeistes der Katholizismus, dort durch die Gründung der „Historisch-politischen Blätter" und hier durch die Publikation des „Luxemburger Wort", erstaunlich an Intensität und an Expansionskraft gewinnen konnte.

[1] So figurierte Dr. Eduard Michelis, gleich seinem Bruder Friedrich, als ständiger Mitarbeiter in der Kollaboratorenliste der 1854 in Wien von Dr. Johann Nepomuk Brischar edierten „Katholischen Literaturzeitung".

Zwischen Flug und Fluch verströmte die Michelis'sche Existenz: der Präzipitation in seinen Studien und Weihen replizierte der jähe Absturz in die Verbannung, der erlösenden Berufung auf den Dozentenstuhl in Luxemburg die marternde Verrufung durch die Zuhälter des freimaurernden Liberalismus. Aller scheinbaren Festigkeit in der Verwirklichung seiner religiösen Pläne zum Trotze, kam die Labilität seines Charakters immer wieder zum Durchbruch: unausgesetzt blieb er in Not, zu wissen, ob er für die Welt bestimmt sei oder für das Kloster, ob ihn die Tagespolitik berufe oder die Dichtkunst locke, ob er als frühgereifter Mensch sich auszugeben habe oder als Unvollendeter an tausend Zweifeln vergehen müsse. Niemals entsagte er der Bemühung, periodisch auftretende Unsicherheiten bald durch ein geistiges Draufgängertum und bald durch ein Verharren in frommen Süchten zu überwinden. So wurde die Mischung seiner sturen Positionen im Weltlichen und seiner heiligmäßigen Gebetsübungen im Verborgenen mit jenen Aktionsausbrüchen erklärbar, die ihn, auf beiden Stationen seines Lebens, Klostergründungen und Erbauungsschriften mit der gleichen Besessenheit wie Zeitungsunternehmen und Konspiratorenzirkel zu verwirklichen trieb: ein sanfter, in die Politik verschlagener Eremit, der schreibend und argumentierend zu beten glaubte, oder ein auf das Seminarkatheder verbannter Politiker, der die Weltwirtschaftsdinge nach Theologengrundsätzen auszurichten trachtete, — das blieb bei ihm die Frage, auf die er selber nie die rechte Antwort fand.

Doch was er tat und was er sagte, trug sich zu in einer Atmosphäre der Gott-, der Vertrauens- und der Freundschaftsseligkeit, worin seine Absichten wie seine Herzensäußerungen ebensoviel von der reinsten Naivität wie von der echtesten Lauterkeit zu profitieren wußten.

Abbé J. N. Breisdorff

ABBÉ JOHANN NIKOLAUS BREISDORFF

Ein Kranker war gestorben, ein Kränkelnder ersetzte ihn, und dieser schien nicht stärker an Körper und nicht schwächer an Herz und Seele als jener zu sein. Johann Nikolaus Breisdorff trat, als Musterschüler des heimgegangenen Michelis, resolut in die Geistesstapfen dessen, der in den Erstzeiten dem „Luxemburger Wort" das Gesicht geformt hatte. Der am 28. August 1826 in der Hauptstadt als Sohn einer unbegüterten Handwerkerfamilie geborene Nachfolger, der, nicht einmal innerlich dem westfälischen Offizierssohn unähnlich, gleichfalls Primus in sämtlichen Primär- und Sekundärklassen gespielt hatte, ohne sich im Priesterseminar, zwischen 1847 und 1851, der guten Gewohnheit zu entäußern, war in der natürlichsten Weise mit seinem Lehrer der Dogmatik, Dr. Eduard Michelis, in direkte Beziehung gekommen. Diese Bindung hatte wohl selbstverständlich gemacht, daß der Hauptpräger und Hauptträger der katholischen Zeitung auf seiner Suche nach ausnutzbaren Talenten nicht gedankenlos am jungen Breisdorff vorübergegangen war.

Als nun erkennbar wurde, daß der am 31. August 1851 geweihte und dreißig Tage später zum Vikar von Steinsel ernannte Jungpriester, seiner engen Stimme und seiner geschwächten Konstitution wegen, nicht in der Seelsorge verbleiben konnte, machte der „Wort"-Beherrscher seinen Einfluß vor dem Bischofe geltend, damit der abzuberufende

Kaplan fest an die Ein-Mann-Redaktion gebunden werde. Das verschaffte dem zweifachen Mentor einen äußerst wertvollen Gehilfen und kam diesem viel gelegener als das Angebot, durch Stundengeben in Latein und Französisch sein mageres Gehalt ein wenig aufzurunden.

Der kurze, aber harte Kampf um die Grégoire'sche „Luxemburger Zeitung", den Breisdorff als Quartaner in allen Phasen miterlebt hatte, und der weltweite Tumult um den rührigen Bischof Laurent, an dem sein Seminaristenherz zum ersten Male über das Normalmaß hinaus erhitzt worden war, hatten seinen Geist so sehr markiert, daß er sich der Michelis'schen Resistenzhaltung rucklos anzugleichen vermochte, ohne freilich ihrer schriftlichen Äußerung jenen harten Ton des Erbostseins zu geben, welcher auf der Gegenseite allzu oft der manifesten Bosheit entsprach. Zudem hatte das Löwener Studienjahr, von 1853 bis zu 1854, den jungen Vikar etwas Distanz zu den Brandideen des Meisters gewinnen lassen, so daß er, nach einer Periode des Privatisierens, als er im Alleingang die Schriftleitung für den erkrankten Dr. Michelis zu führen hatte, aus Gründen der körperlichen Schonung und der klugen Vorsicht sich Mäßigung auferlegen mußte. Solange allerdings der aus der Paderborner Erholung heimgekehrte und dennoch qualvoll dahinsiechende Chef noch lebte, hielt er genau die Leitlinie ein, welche sein tüchtiges Vorbild in den ersten Jahrgängen gezogen hatte. Form und Denkart dessen, was er an Fakten vorzulegen und an Ereignissen zu beurteilen hatte, ähnelten bis zum Verwechseltwerden der Darstellungsweise des Hauptschriftleiters, der nach 1853 immer weniger Anteil an den Redaktionsgeschäften hatte.

Noch bevor Breisdorff das Gesamtgeschick der Zeitung in Händen hielt, im Augenblick also da Michelis die böseren Folgen seines Bluthustens zu spüren begann und bestenfalls seiner Professur die allerletzten Kräfte zu widmen vermochte, erschien in der Hauptstadt eine neue Pressegegnerin,

die sich „Revue, Journal du Grand-Duché de Luxembourg" nannte und vorgab, das Organ der „Kammer-Majorität" zu sein. An ihr wußte sich erstmalig die Breisdorff'sche Klarsicht in der Widerrede neben der Prägnanz im Ausdruck der rechten Argumente kund zu tun. Gar so übel nahm die Stellungnahme sich nicht aus, da sie weder Scherben schlug noch Feindseligkeit manifestierte; die ruhige Art der Darlegung, noch in der Akzentuierung prinzipieller Oppositionen, fiel auf und gefiel:

„Als Organ der Kammer-Majorität soll nun zu Luxemburg ein Tagesblatt erscheinen. Wir fragen, was das heißen soll? Neu klingt das freilich. Aber wir haben Mühe, einen triftigen Sinn darin zu erkennen. Doch die ‚Revue' wird sich erklären. Sie mag wohl von einer Kammer-Majorität sprechen, insofern die Kammer in ihrer letzten Sitzung eine Majorität bei ihren verschiedenen Arbeiten abgegeben hat; aber von einer Kammer-Majorität für die Zukunft, was kann die ‚Revue' uns darüber sagen. Um wieviel weniger dürfte sie mit Recht beanspruchen, das Organ einer gewissen Majorität für die Zukunft zu sein! Mit achtzehn oder zwanzig Nummern hätte sie wohl ihr Programm als Kammer-Organ für die geschlossene Session (1855) erschöpft. Die Zukunft liegt in Gottes Händen. In sofern die ‚Revue' sich aber berufen fühlt, zur Begründung und Handhabung von Ordnung und Autorität zu wirken und in die Schranken zu treten, stimmt das ‚Luxemburger Wort' ihr vollkommen bei; für ‚Ordnung und Autorität' hat das ‚Luxemburger Wort' seit sieben Jahren gewirkt und ist von Anfang an bis jetzt sich treu geblieben. Ordnung und Autorität haben zu ihrer Grundlage den Glauben und eine mehr als gemeine natürliche Sittlichkeit; nur dann werden Ordnung und Autorität von Dauer sein, wenn sie in der Überzeugung und im Gewissen der Untertanen wurzeln. Gerade in jenen Zeiten, wo das Luxemburger Volk Religion und Sittlichkeit in seinem Banner und Wirken trägt, ist es auf dem Gipfel seines Ruhmes, hält es am festesten an dem monarchischen Prinzip, ist es am treuesten den anerkannten Traktaten, ist es am eifersüchtigsten auf seine Institutionen . . ."

Dr. Eduard Michelis, der die ersten selbständigen Schriftleiterschritte seines Schützlings noch vom Krankenlager aus verfolgen durfte, brauchte um die Zukunft seiner Zeitung nicht so sehr wie um das eigene Schicksal zu bangen. Seine leibliche Abspannung, mit der die geistige parallel lief, nahm in den letzten Mai- und in den ersten Junitagen derart zu, daß die Ankunft des geistlichen Bruders Friedrich wohl eine

Art Cäsur in der Progression des auszehrenden Übels darzustellen, doch das Ende nicht allzu lange aufzuhalten vermochte: am 8. Juni 1855 verließ der doppelt heimatlos gemachte Miles Christi die irdischen Kämpferreihen und überließ dem wahrhaft mitleidenden Schüler das politisch-geistige Turnierfeld ganz. Die Viererschaft nämlich, welche unter dem Namen eines „Redactions-Comités" mitzuwirken vorgegeben hatte, befand sich im Zustande der Auflösung, da Professor Nikolaus Wies inzwischen in die Kammer der Abgeordneten eingezogen war und ein Triumvirat zurückgelassen hatte, das sich mehr und mehr vom Schriftleiterheime absetzte. Johann Nikolaus Breisdorff, im Nebenamte Vikar von Steinsel bis 1881, Freiherrscher im Schreiberpalais, durfte für tausend Franken Jahresgehalt die Strapazen des haupt- und nebenschriftleitenden Allesmachers antreten und zwei Jahre lang, bei anhaltenden Überstunden, nicht allzu schlecht ertragen.

Dann aber schien er einem Rückstoß erliegen zu wollen. Oder war es ein Zeichen der inneren Unsicherheit, des Zweifels an den eigenen Fähigkeiten und der Angst vor den depressiven Folgen seiner unfesten Konstitution, daß er, nach dem überraschenden Austrieb aus der Florian'schen Druckerei, die sich in der „Luxemburger National-Zeitung" ein Hausblatt eigener Konzeption zu halten gesonnen war, und nach seiner Übersiedlung in den Verlag des energischen Peter Brück, am 12. März 1858 die verblüffende Frage aufwarf, ob das „Luxemburger Wort", nach einer dezennalen Existenz, zu erscheinen nicht aufhören sollte? Zwar waren inzwischen viele Stürme um die Verfassungsänderung und die Kammerauflösung vorübergebraust, zwar war der Pressefreiheit, durch den Wechsel in den Gesetzesworten, keine freie Bahn gebrochen, sondern eine golden scheinende Kette angelegt worden, zwar war der „Courrier" in der Wahl jener Streitmittel, welche er gegen die katholische Zeitung einsetzte, recht unkultiviert gewesen, allein das alles hatte doch wahrlich nicht die essentia amara der Entmuti-

gung liefern können, durch die der junge Hauptschriftleiter zum Verzichte auf das Weiterwirken hätte getrieben werden müssen; das umso weniger als gerade das feindlichste Blatt den Widerwärtigkeiten der Zeit und den Attacken der Gegner erlegen war. Plädierte diese Niederlage des übelgesinnten Organs nicht unüberhörbar für den Fortbestand des Katholiken-Sprachrohrs? Oder hatten sich beim jugendlichen Zweifler Freundesstimmen derart überzeugend geltend gemacht, daß er seiner dubitativen Haltung gleich die entschlossenste Affirmation folgen ließ und ausrief: „Das ‚Luxemburger Wort' soll und wird fortbestehen"? Und acht Tage später verkündete er:

„Unsere Zeitung ist eine vorwiegend und fast ausschließlich politische gewesen. Gegründet im Jahre 1848, wo die Revolution Europa durchfuhr und die Bande der göttlichen Ordnung und der Gesetze zerriß und die ganze Gesellschaft aus den Angeln zu heben drohte, sollte das ‚Luxemburger Wort' sein Scherflein beitragen zur Bewahrung und Hütung der göttlichen und menschlichen Rechte in unserm Lande, zum neuen Aufbau der neuen Ordnung unter den gesegneten Verhältnissen . . ."

In Zukunft aber sollte der politische Akzent ein wenig entschärft und der kirchliche mehr und mehr, zugleich mit dem literarischen, gespitzt werden. In der Breisdorff'schen Einstellung war also doch etwas geändert worden. Auf einen Schlag verließ er den Michelis'schen Stand-, Blick- und Judizierpunkt, um der Tagespolitik halbwegs den Rücken zu kehren und vor der Religion erneut Fazies zu bekennen. Der Mann, dem von der Schule her das Historische zur Passion geworden war, verschob nun den Schwerpunkt seiner Beschäftigung vom Politischen auf das Geschichtliche, schrieb 1856 eine „Statistique de l'église Saint-Michel à Luxembourg", 1857 eine „Geschichte der St-Michaelskirche in Luxemburg", 1858 eine Abhandlung über „Georg von Eyschen", 1861 eine Untersuchung über „Die Hexenprozesse im Herzogtum Luxemburg", wurde 1857 korrespondierendes und dann wirkliches Mitglied der „Société archéologique de Luxembourg", erfand für die erstarkende Zeitung, der er in

kurzer Frist einen literarisch-künstlerischen Charakter zu geben verstand, erstaunliche „Übersichten", in denen sein überlegener Geist von höchster Warte aus die Vorgänge in aller Welt so zu betrachten unternahm, daß in seiner Durchleuchtung der wohlgeordneten Fakten jede Überfülle als eine buntgefärbte Einfachheit in Erscheinung trat. Die „Übersichten" machten bald die Stärke der Zeitung und den Ruhm ihres Chefs aus: dreißig Jahre lang sichtete der unermüdliche Schreiber die vielfältigen Äußerungen jener menschlichen Gesellschaft, welcher er in christlicher Bereitschaft ergeben war, um die Geschehnisse, in der rechten Zusammenfassung und in der einzig notwendigen Stellung vor den zeitlosen Hintergründen dessen, was er ewig nannte, verstehbar in ihren Zusammenhängen und verständlich in ihren Werten auszudeuten.

Wenn er seine öffentliche Verhaltensweise an den Verhältnissen der Zeit, so wie der Gang des Lebens sie erzeugte, unpathetisch, nüchtern fast und dennoch mit der Packgewalt des überzeugten Räsonierers, zur Geltung brachte, tat er es in den Grenzen jenes Gesetzes, das die Freiheit zum höheren Ordnungsprinzip in der Gesellschaftsexistenz erhebt. Er wußte wohl, auch ohne es in allem auszudrücken, daß sie, die Freiheit, der Faktor ist, an dem sich die Einsicht des Einzelnen und die Geistesreife der Gemeinschaft erproben. Wird sie bejaht als das Element der freiwillig konzedierten Bindung an die Gesamtheit des Volkes, ohne entbehrliche Fesselung an die Staatsautoritäten, so kann sie nichts anderes zur Folge haben als ein gleichmäßiges Beharren im ruhigen Kollektivschritt, der für alle Glieder eine Progression in sämtlichen Domänen verbürgt. Dort aber, wo sie begriffen und gebraucht wird als Element der permanenten Absonderung und der maximalen Individualisierung, muß sie zur Zersetzung des Volkes in dauernd sich wandelnden, sich intensivierenden und sich ausdehnenden Anarchien führen, die vom äußeren, in Formeln und in Vorschriften sich erschöpfenden Legalstaate kaum noch überdeckt werden.

Aus der eigenen Erfahrung der vierziger Jahre war Abbé Breisdorff bekannt geworden, mit welcher Vehemenz das beste Donum der menschlichen Existenz über die Stufen des Egoismus und der intellektuellen Kurzsichtigkeit ins Verbrecherische hinabglitschen kann: wo irgendein Dummkopf der Vorschrift, im Pulverturme nicht zu rauchen, ein Schläulingsschnippchen schlagen möchte, indem er seine Freiheit anruft, um zu machen, was ihm wohl gefällt, da wird er leicht sich selber mitsamt der ganzen Umwelt in die Luft sprengen. Er wird es nicht tun, wenn er aus einem dauernd genährten moralischen Fundus die Fähigkeit zieht, der eigenen Freiheit die des Nächsten gleich zu stellen und sich den Sprung über den Kleinzirkel der Eigenmächtigkeit zu untersagen. Jeder Lehre des „laisser faire", die dem Starken erlaubte, den Schwächeren um ein Stück seines Besitztums zu bringen, wird er entgegentreten und auch dem „laisser aller" mit der Forderung nach einem immerfort wiederholten Ausgleich der gestörten Freiheitszonen äußerer und innerer Art begegnen. Und das heißt: er wird als Wortführer der Öffentlichkeit den entethisierten Liberalismus genau so stark bekämpfen wie den entmenschenden Kommunismus, der ja nur die extremste Auswirkung des fessellos gewordenen, doch alles in Ketten legenden Machtgeistes ist.

Das nun war die Richtschnur des Breisdorff'schen Schriftwirkens; das war die Philosophie, nach der er seine Welt- und Menschenbetrachtung ausübte, und es war zugleich das politische Programm, an dessen Nichtbeachtung er die Aktionen der Regierung, nach den unterschiedlichen Maßen ihres Abstandes, zu beurteilen pflegte. Die Grundhaltung, welche sich aus solchen Grundsätzen ergab, machte ihn zum Entschiedenen in allen gefährlichen Lagen, die das Land, das Volk und die Kirche betrafen; es klärte seinen Blick für die Einschau in das Wesen der Dinge und schärfte seinen Sinn für erfaßbare Zusammenhänge. Und alles das erprobte sich fort und fort in den Auseinandersetzungen um die Auflösung

des Deutschen Bundes, um den Syllabus, um die Unabhängigkeit der Heimat, um das Verbleiben Luxemburgs im Deutschen Zollverein, um die Schul- und Kirchenfragen, um die Annektionsgelüste Belgiens, um die Verwaltung der Wilhelm-Luxemburg-Eisenbahnen, um das neugeschaffene Bistum, um die Frage der Neutralität, um die Kammerwahlen, um die Unterrichtsreformen und um die liberalen Vorherrschaftsansprüche. Nicht ohne Stolz durfte 1878 der Hauptschriftleiter einmal ausrufen:

„Man wird anerkennen wollen, daß wir selbständig arbeiten und von der Redaktionsscheere nur sehr mäßigen Gebrauch machen".

Es wäre freilich erstaunlich gewesen, wenn der ruhige, trotz allem friedfertig gesinnte und gesellige Betreuer der katholischen Presse ungestört seines hohen Amtes hätte walten dürfen, ohne in die Niederungen des Zeitungsgezänkes hinabgezogen worden zu sein. Dafür waren die fragwürdigsten Journalisten Luxemburgs zu sehr darauf aus, mit dem „tonsurierten Schriftleiter" konfraternelle Püffe auszutauschen. Nacheinander machten sich eine „Revue", ein „Courrier", eine „Luxemburger National-Zeitung", ein „Telegraph", eine „Indépendance luxembourgeoise", eine „Union", ein „Omnibus", eine andere „Luxemburger Zeitung", die dritte ihres Namens, eine „Wäschfra", ein „Volksfreund", ein „Volkswille", ein „Avenir", eine „Luxemburger Volks-Zeitung" und eine „Gazette du Grand-Duché de Luxembourg" gegnerisch so nachhaltig auf dem Boden des Prinzipiellen bemerkbar, daß der herausgeforderte Verteidiger des Rechten nicht nur zur Replik, sondern dann und wann auch zu schärferen Zurechtweisungen gezwungen wurde. Wenn das „Luxemburger Wort" Bonzen-, Pfaffen-, Lügen- oder Jesuitenblatt, Nikolaus Breisdorff aber verächtlich Kaplan, verstockte Pfaffenseele, besoffener Sackträger, Gans auf dem luxemburgischen Kapitol, polisson, portefaix oder fou furieux betitelt wurde, durfte dieser mit Parasiten-, Denunzier-, Reptilien- und Preußenblatt, Gottlieb, Janus

oder Sykophant antworten, ohne das Qualifikationsvermögen seiner Widersacher zu übertrumpfen.

Fraglich wurde freilich die Repliziertaktik des Angegriffenen, wenn er auf klatschfederbreite Anrempelungen folgender Art:

„C'est un abbé paillasse, un abbé en goguette, un abbé goguenard qui n'a écrit qu'après maintes libations préalables; aussi n'a-t-il écrit que des niaiseries saupoudrées de méchancetés et de mensonges, et il prouve qu'il connaît trop bien les ruelles perdues pour ne pas s'être approprié certaines qualités qui en distinguent les habitants".

mit diesem Exkurs zu antworten wagte:

„Über den gegenwärtigen Zustand der ‚Indépendance' haben wir unsern Lesern zu berichten, daß schließlich eine völlige Gehirnerweichung bei ihr eingetreten zu sein scheint; das Delirium ist chronisch geworden; außerdem findet beständig bei ihr ein fetider Speichelauswurf statt. Dies letztere Symptom ist um so bedenklicher, da es auf einer natürlichen Anlage zu beruhen scheint".

Trotz solch gelegentlichen Ausfällen verlor Abbé Breisdorff nur selten die gute Laune; das bewies er von Zeit zu Zeit in humordurchwirkten Stellungnahmen, die in fünfzehn Zeilen den Gegner trefflicher zu charakterisieren wußten als argumentenreiche Ausführungen, etwa wenn er an einen seiner Konkurrenten Prachtabschnitte unter dieser Anschrift sandte:

„An das Redactorat und Directorat des ehedem katholischen, conservativen, heute international-democratischen und in religiöser Beziehung über Nacht indifferent, aber sehr tolerant gewordenen, nach einem neuen Aushängeschild für Morgen sich umschauenden ‚Avenir' zu Luxemburg (via ‚Wort')".

Im gewöhnlichen aber wahrte er den Ernst des Mannes, der eine lobenswerte Mission auszuüben hat, und die Würde des Hauptschriftleiters, der nicht vergessen wollte, daß er als Erzieher des Volkes zu wirken habe. Der Nachfolger des westfälischen Stürmers Eduard Michelis fiel deshalb aus der

Rolle, als er 1871 in einer Anwandlung von Xenophobie verschiedenen Inlandsblättern unkosmopolitische Leviten zu lesen unternahm:

„Die Pariser Presse der letzten Monate hatte kein schändlicheres Blatt aufzuweisen als das hiesige, witzig sein wollende Blatt der ‚Wäschfra'. Und dieses von einem Fremden redigierte Blatt durfte und darf auf öffentlicher Straße colportiert und verkauft werden und von dem gesetzlichen Depot soll bei ihm nicht die Rede sein. Man sagt uns wohl, es sei von einem Jeden verachtet; wir glauben es wohl und es kann auch nicht anders sein; aber ist das eine Ursache, daß ein von luxemburgischen Almosen aufgezogener Fremder sich Alles und Jedes gegen die Luxemburger, gegen ihren Glauben, gegen ihre Kirche erlauben darf?

Wenige französische Blätter streifen so nahe an die Pariser Commune wie das ‚Avenir' unter den Händen seiner fremden Redakteuren; jeden Tag bietet dieses Blatt in seinen Leitartikeln eine Tartine Pariser communistischer Weisheit, dasselbe Blatt, welches früher die Internationale unter unsern Arbeitern witterte und sich gegen dieselben in die Brust warf, bietet es jetzt nicht, wahrscheinlich ohne es zu wollen, der Internationale die Hand?

Es ist doch merkwürdig, wie unsere Presse fast ausschließlich in den Händen von Fremden liegt und wie diese sich Alles erlauben dürfen und auch erlauben; wann wird diese zwar merkwürdige, aber doch traurige Erscheinung aufhören?"

Um gleich die Probe aufs Exempel zu machen, nahm er drei Tage später den berühmtesten Viandener Touristen aufs Korn:

„Wie die ‚Indépendance Belge' meldet, wird Victor Hugo sich in Vianden niederlassen.

Wir wissen nicht, ob unsere Gesetze ihm den Aufenthalt in unserem Lande verbieten; wenn aber seine Anwesenheit in Vianden der Mittelpunkt von Flüchtlingen der Pariser Commune werden sollte, dann dürfte sich die Frage anders stellen und unsere Regierung müßte thun, was die belgische Regierung gethan hat. Darf unser Land nicht der Sammelplatz von Fransquillons werden, so darf es noch weniger ein Zufluchtsort für die Helden der Pariser Commune werden."

Und dieser tätige Patriot, der mit der allerletzten Entschiedenheit die Neutralität in der Unabhängigkeit des Großherzogtums wie kein Zweiter zu betonen, zu kultivieren und zu verteidigen pflegte, stets darauf bedacht, das

Luxemburgertum zu stärken und durch konkrete Vorschläge die allgemeine Wirtschaftslage zu verbessern, mußte 1884 noch erleben, daß ein weiterer „Fremder" aus Deutschland im „Luxemburger Wort" Redakteurdienste zu leisten hatte. Das geschah freilich, nachdem er selber nur mit Eingesessenen gearbeitet, die Zeitung ausgebaut, ihr Fundament gesichert und alle Versuche, sie auf Umwegen über liberale Mittelsmänner, durch Ankauf, zu gefährden, recht energisch abgewehrt hatte.

In der Anwerbung hervorragender Mitarbeiter war er allerdings von einer spürerischen Sicherheit. Daß bekannte Schreiber wie Professor Johann Engling, Professor Nikolaus Wies und Dr. Martin Schweisthal (Pierre Quiroule) ihn mit Beiträgen unterstützten, war kaum verwunderlich, da durch die Natur seiner Beziehungen gegeben, doch daß er Männer wie Godefroid Kurth, Michel Lentz, Michel Rodange, N. S. Pierret und Professor Schwickert für seine Zeitung einzusetzen verstand, verlangte jedenfalls von seiner Seite aus mehr als nur ein freundliches Entgegenkommen. Hilfsredakteure wurden ihm in der Regel über das Bistum, weniger nach Bedarf auf der einen als nach Disponibilität auf der andern Seite, zur Verfügung gestellt; das hatte natürlich den Nachteil, daß jüngere Vikare sozusagen leihweise abgetreten wurden, da sie weiterhin im Hauptberufe Seelsorgerpflichten zu erfüllen hatten. Wurden sie einmal ganz an den Hauptschriftleiter gebunden, dann nur aus Gründen, die ihm vor allem geläufig waren: körperlich schwache Priester, die das fortgesetzte Wirken in der Pfarrei nicht zu ertragen vermochten, wurden in der Redaktionsstube untergebracht, obwohl es keine anstrengendere und entnervendere Tätigkeit geben konnte als die des Dauerkampfes mit der Zeit, mit den Fakten, mit den Widersachern und mit den Lesern. Die Folge war, daß die meisten Aushelfer nur kurzfristig die Feder führen konnten und aus Enttäuschung, Erschöpfung oder Krankheitsverschlimmerung ausschieden.

Wenn der erste, Johann Baptist Klein[1], Bruder des jung verstorbenen Dichterprofessors Peter Klein, von 1862 bis 1869 den Meister auch tatkräftig durch Journalküchendienste unterstützte, so blieb er doch für die eigentliche Schriftleitung ein unzuverlässiger Geselle, der mehr und mehr in die Seelsorge heimkehrte und schließlich als Gefängnispfarrer abwanderte, um dem Pfaffenthaler Konfrater Eduard Herr[2] den Platz am Schriftleitertisch zu überlassen. Zwischen 1869 und 1876 ahmte dieser nicht allzu schlecht das Beispiel seines Vorgängers nach, ließ sich zum Pfarrherrn von Bissen ernennen und schied, ohne aufzufallen, aus der Zeitung aus, wie er 1891, als Sechsundvierzigjähriger, aus dem Leben ging. Die Kapläne Jakob Schmitz[3] und Bernard Manderscheid[4], welche kurzfristig mit Eduard Herr zusammenarbeiteten, waren nur unbeschwerte „plumifères de passage" in der „Wort"-Redaktion, die ihre Türen, nach dem Abzug der vorerwähnten Herren, einem echten Dichter und wirklichen Kunstfreunde, dem feinfühligen und körperschwachen Theodor Julius Maximilian Schaack erschlossen.

[1] Johann Baptist Klein aus Luxemburg, geboren am 16. Juni 1835, von 1862 bis 1869 Vikar in Stadtgrund, von 1869 bis 1903 Pfarrer in Dalheim, von 1877 bis 1881 Herausgeber des von Dr. J. Müllendorff gegründeten „Luxemburger Haus-Kalender", Mitarbeiter an Nik. Gredt's „Sagenschatz", Introduktor von Karl Mersch's „Kinderreimen", Verfasser religiöser Werke über die Heiligen Quirinus, Firminus und Ferreolus; gestorben am 17. Juli 1903.

[2] Eduard Herr aus Ettelbrück, geboren am 14. September 1845, Priesterseminar 1864, Studien in Löwen 1867, Priesterweihe am 28. März 1868, Vikar im Pfaffenthal, Pfarrer in Bissen 1876, Pfarrer in Steinsel 1885; Krankenurlaub in Ettelbrück beim Bruder, Dr. Gust. Herr; gestorben am 20. März 1891.

[3] Jakob Schmitz aus Esch-Alzette, geboren am 6. Februar 1846, besuchte nach der Priesterweihe verschiedene Universitäten, studierte Philosophie und Philologie, wurde Direktor am Echternacher Progymnasium und Professor am Athenäum in Luxemburg, beschäftigte sich eingehend mit Thiofrids Leben des hl. Willibrord, das er nicht nur herausgab und kommentierte, sondern auch aus dem Lateinischen ins Deutsche übertrug.

[4] Bernhard Manderscheid aus Niederwampach, geboren am 11. Februar 1842, Vikar in Luxemburg, Pfarrer in Frisingen, Verfasser religiöser Schriften über die Kirche, den Rosenkranz und die Tugend der Demut.

Der 1849 in Luxemburg geborene und 1873 geweihte Jungpriester, dem gelungen war, zweimal zwölf Monate in Nördingen als Kaplan zu wirken, hatte 1875 die Seelsorge wieder verlassen, um auf Wunsch seines Bischofes in Löwen Rechtswissenschaft zu studieren. Zwischen 1876 und 1877 war er von Luxemburg nach Paris und von dort nach Köln gereist, erwartend daß das Volontariat in den Redaktionen des „Monde" und der „Kölnischen Volkszeitung" ihn genügend auf den Beruf eines „Wort"-Schriftleiters vorbereitet hätte. War der Geist auch willig, so doch der Körper schwach: Geist und Körper zeigten sich den Strapazen der neuen Profession so wenig gewachsen, daß ihr Träger bereits am 14. März 1879 und mit ihm eine jener großen Hoffnungen verschied, denen der Himmel alle versprechenden Gaben, doch nicht die Muße zur Entfaltung verliehen hat. Zurück ließ er, als Nachfolger, den besten Freund, Michel Brandenburger[5], der, sozusagen als sein Gegenstück und dennoch als sein Schicksalsgenosse, 1873 zum Kaplan in Gosseldingen bestimmt worden war, 1875 die Universität Löwen bezogen hatte, von 1876 bis 1880, als Vikar von St-Michael, in der Zeitung tätig gewesen war und dann einen Krankenurlaub nach Italien angetreten hatte, um dennoch vier Jahre später im Kloster Bettemburg zu sterben.

Die Breisdorff'schen Interventionen bei den Vorgesetzten erreichten endlich, daß diese umlernten und Männer auswählten, die eine eiserne Gesundheit aufweisen konnten: den Pfarrer Johann Peter Meyerer aus Esch an der Sauer zuerst, der gleichfalls ein Jahrviert die Redaktionsfrondienste zu leisten vermochte und dann als Pfarrer nach Niederkerschen zog. Ihn ersetzte der Schönfelser Kaplan Gregor Keiser schlecht und recht acht Monate lang — denn die meiste Zeit verwandte er auf die Mitleitung des katholischen

[5] Michel Brandenburger aus Fingig, geboren am 12. Oktober 1850, Mitredakteur am „Wort" vom 1. April 1879 bis zum 1. Oktober 1880, setzte sich in besonderem Maße für die Handwerker-Bruderschaften ein und starb am 27. März 1884.

„Journal de Luxembourg" der Herren Joseph Moressée und Jean-Pierre Prosper Müllendorff — und gab sich ab 30. Dezember 1884 mit der Pfarrstelle in Insenborn zufrieden.

Inzwischen hatte ein neues Kapitel in der Geschichte jener Zeitung begonnen, deren verantwortliche Leitung der müd gewordene Abbé Breisdorff auf andere Schultern, „fähigere und kräftigere", wie er, im Oktober 1879, sagte, abzuwälzen wünschte. Denn ein Spiel war ausgelöst worden, welches zwei ungleiche Brüder in drei Domänen zugleich als Wetteiferer sich aneinander und gegen andere messen ließ. Der Mann, welcher zu Beginn seiner Laufbahn geschworen hatte, weniger das Politische als das Religiöse zu kultivieren, war, ohne allzu lang zu fackeln, seinem Versprechen so sehr untreu geworden, daß er mehr als aufmerksam die inländischen Wahlen verfolgte, sich nachhaltig für die Reduktion des Wahlzensus einsetzte, seine Präferenz für katholische Kandidaten scheulos proklamierte, ohne dafür die Gründung einer christlich ausgerichteten Partei zu empfehlen, und sich schließlich 1881, zugleich mit seinem draufgängerischeren Konkurrenten in litteris, Konfrater im Pressewesen und Kompetitor in politicis, Abbé Johann Baptist Fallize, dem Schiedsspruch der Wähler zu stellen.

Und dann geschah, daß die beiden Soutanenträger, sehr zum Schrecken ihrer liberalen Opponenten, an den ersten Stellen gewählt wurden: Johann Nikolaus Breisdorff im Kanton Redingen und Johann Baptist Fallize im Kanton Clerf. Am 4. Oktober bezogen sie gemeinsam das hohe Haus und gemeinsam mußten sie dort ihr blaues Wunder erleben: Herr Brasseur widersetzte sich, im Namen seiner Freunde, durch den Hinweis auf einen bischöflichen Hirtenbrief, der Validation ihrer Wahl. Und es ergab sich, nach einem rednerischen Techtelmechtel, in welchem Breisdorff die definitive Entscheidung in dieser Frage gefordert hatte, um nicht einer wochenlangen Verdächtigung ausgesetzt zu sein, das einmalige Kuriosum, daß die beiden Geistlichen, als

Abgeordnete im Schwebezustand, an den Kammerarbeiten teilnehmen durften, noch bevor sie formgerecht in die Gemeinschaft der Legislatoren aufgenommen worden waren. Das Äquivokum ihrer Lage wurde erst am 9. November aufgehoben, nachdem der Senior der Zurückgestellten seinen Standpunkt unmißverständlich fixiert hatte:

„Vous m'accorderez sans doute la thèse, je dirai l'axiôme, que l'électeur qui s'approche de l'urne pose un acte de conscience; que pour cet acte il est soumis aux lois de la morale, qu'il en est responsable. Certes, vous ne prétendrez pas le contraire, et vous ne direz pas que le citoyen puisse oublier les principes que la conscience et la morale lui dictent, au moment où il remplit le devoir le plus sacré et le plus important de sa vie publique; le prétendre, ce serait amoindrir le prestige et l'autorité de la Chambre qui représenterait de pareils électeurs, ce serait ôter à vos lois leur plus haute sanction.

Ce point établi, je pose encore en fait que la plupart de nos électeurs sont des électeurs catholiques qui sont appelés à élire une Chambre qui a d'immenses pouvoirs et dont les décisions sont sans appel, qui ne s'occupe pas seulement des besoins matériels, mais dont les décisions pourraient, le cas échéant, affecter les consciences et placer le citoyen dans l'alternative de devoir choisir entre sa foi et la loi.

En présence de cet axiôme et de ce fait que je viens d'indiquer, sauriez-vous dénier à l'évêque le droit de se prononcer, en tant qu'évêque, sur un cas de conscience et de morale, lui refuser le droit d'éclairer les consciences et de fixer les principes de la morale? Lui dénier ce droit, ce serait lui refuser un droit sacré et primordial qu'il tient de Dieu et de sa charge d'âmes et auquel lui-même ne pourrait renoncer sans forfaire à son caractère et à son devoir. Ce droit, l'État aussi doit le respecter, s'il ne veut pas entraver la liberté des consciences. L'Évêque peut et doit pouvoir s'adresser aux fidèles pour leur rappeler que les actes de la vie publique doivent, tout comme les actes de la vie privée, être conformes aux principes et aux règles de la morale; que comme catholiques ils ont à suivre la loi catholique, chrétienne et naturelle, et qu'ils ont à défendre par leur vote leurs intérêts religieux et moraux, comme ils défendent leurs intérêts matériels et personnels.

C'est ce droit là que la lettre pastorale a exercé. Elle expose une doctrine, une vérité, et parce que toute doctrine, toute vérité doit avoir sa sanction, elle parle de la sanction de la vérité qu'elle proclame. Mais, libre à ceux auxquels le mandement s'adresse d'en suivre la doctrine et d'en accepter la sanction: s'ils se conforment au mandement, ils le font dans la plénitude de leur liberté; s'ils ne s'y conforment pas, ils agissent encore avec une liberté absolue. Le mandement n'a ôté la liberté à personne, il n'a exercé de pression sur personne, tout le monde a pu

suivre son inspiration. L'évêque n'a fait que rappeler un devoir de conscience. Voilà tout le mandement. Rien de plus, rien de moins. C'était son droit, et en exerçant son droit, l'évêque, d'après un principe de la jurisprudence, n'a fait de mal à personne."

Bevor es zur Abstimmung über den Brasseur'schen Antrag kam, stellte Breisdorff Recht und Pflicht des Bischofes klar und definierte in einer für die Brasseur-Jünger peinlichen Form den Begriff der „pression illicite":

„Si j'exerce une pression illicite sur un électeur, quand j'éclaire sa conscience, quand j'essaie de le convaincre par des raisons qui excluent les promesses, les violences et les menaces matérielles, il faudrait invalider toutes les élections, défendre toutes les circulaires et interdire toutes les réunions dans lesquelles se débattent des candidatures. Non, Messieurs, une influence morale n'est pas interdite par la loi électorale; sinon, le Gouvernement lui-même aurait contrevenu à la loi électorale en publiant, dans le Mémorial, sur la loi scolaire un mandement gouvernemental, qu'il a adressé à tous les électeurs. Je ne fais de reproche à personne de ce chef, mais je dis que si le Gouvernement n'est pas coupable d'une pression illicite, l'évêque non plus ne peut être accusé du même délit."

Der Ausklang seiner Verteidigung in Anklagesätzen war nichts weniger als ein freimütiges Bekenntnis seines Glaubens und seines Luxemburgertums:

„Messieurs, nous ne cachons pas qui nous sommes, car nous voulons être francs et sincères vis-à-vis de vous.

Nous sommes catholiques, et si l'on veut nous accorder encore d'autres qualificatifs, on est libre de le faire, mais nous sommes libres aussi de ne les accepter que sous bénéfice d'inventaire.

Nous sommes Luxembourgeois, et nous ne permettons à personne d'être plus Luxembourgeois que nous. Nous sommes indépendants, nous n'avons aucun intérêt personnel, et nous n'avons des obligations envers personne; enfin, nous avons la prétention de représenter les intérêts de nos électeurs et de les défendre dans la mesure de nos forces; voilà notre programme, tel que nous l'avons exposé à nos électeurs et comme je viens d'avoir l'honneur de vous l'exposer. Nous avons la conviction que la Chambre ne suivra pas le principe que la force prime le droit et qu'elle validera notre élection, comme l'opinion publique l'a déjà validée."

Die beiden Gewählten wurden dann mit großer Mehrheit als Abgeordnete anerkannt; nur acht Stimmen sprachen sich gegen die Aufnahme aus. Gar bald wußten die unentwegten Sitzungsteilnehmer — Breisdorff hatte nur wenige, Fallize überhaupt keine Absenzen — die liberalen Meister der Eloquenz verbaliter von der Ebenwertigkeit ihrer äußerst zahlreichen und erstaunlich durchschlagenden Interventionen zu überzeugen.

Der „Wort"-Hauptschriftleiter, welcher seine Leser einst mit dem Vorschlag überrascht hatte, das Deutsche zur alleinigen Amtssprache im Großherzogtum zu erheben, bediente sich als „Kammerherr" des Französischen im gefälligsten Expressionsgewande, um seinen Kollegen auf den Rechts- wie auf den Linksbänken unverblümte Wahrheiten vorzutragen. Das hielt ihn durchaus nicht ab, seinen geistlichen Freund, der in der Hauptsache deutsch zu reden liebte, recht schlagkräftig gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen:

„L'hon. M. Laval a reproché encore hier à l'hon. M. Fallize, de vouloir germaniser le pays en demandant un usage plus étendu de la langue allemande dans les affaires judiciaires. Ce reproche m'a étonné dans la bouche de l'honorable membre; mais ce qui m'a étonné davantage, c'est d'avoir entendu, de la part de l'hon. Ministre d'État, faire le même reproche à certains journaux. Certes, pour ce qui me concerne personnellement, je ne me sens pas touché par ce reproche. Je crois pouvoir revendiquer une part, quelque petite qu'elle soit, à l'honneur patriotique que l'hon. Ministre d'État réclame à bon droit pour lui. Le reproche, je dirai même l'injustice de l'hon. Ministre d'État, a manqué son adresse. Je ne partagerais pas l'opinion de l'hon. M. Fallize, s'il voulait refouler la langue française de notre instruction publique; je ne veux pas que cette langue soit amoindrie. Mais, est-ce à dire qu'un député, qu'un journal quelconque qui réclame, pour une population qui parle allemand, un usage plus étendu de cette langue, voudrait germaniser le pays, qu'il poursuivrait un but anti-patriotique? Alors, Messieurs, il y aurait beaucoup de Luxembourgeois qui seraient dans la même situation, car bien des personnes qui s'occupent d'instruction sont d'avis qu'il faudrait remettre l'enseignement de la langue française jusqu'à la troisème ou la quatrième année d'études, au lieu de le faire commencer dès la première année."

Ob er nun gegen die allzu vielen und viel zu häufig vorgenommenen Naturalisationen aufstand, sich für die sofortige Aufbesserung der niederen Staatsbeamtengehälter einsetzte, die Finanzmisere des Landes als die fühlbarste Folge schlechter Führung anprangerte, eine Revision des Kadasteramtes forderte, das öffentliche Wohlfahrtswesen einer scharfsichtigen Kritik unterwarf oder sich mit guten Vorschlägen zur Hebung der Landwirtschaft bemerkbar machte, immer brach die Ehrlichkeit seiner Überzeugung in der Mannhaftigkeit seiner wohl geprägten Bekenntnisse durch. Selbst vierzig Gegner hatten mit ihm kein leichtes Spiel, und auch die wach gewordenen Regierungsmitglieder mußten sich zu Permanentanstrengungen bequemen, wenn sie vor der öffentlichen Meinung den Anschein rechter Widerleger erwecken wollten, obschon sie durch die Bank sich in mehr oder minder geistreichen Anspielungen auf das Kleid, wenn nicht auf die Zeitung, des unerschütterlichen Angreifers erschöpften. Dadurch war dem Visierten jedesmal die Gelegenheit gegeben, vor sämtlichen Honorablen festzustellen, daß er in ihrer Mitte ein Abgeordneter unter Abgeordneten, nicht aber ein Abbé unter Notaren, Advokaten und Bankgewaltigen oder ein Zeitungsmann unter Kettenhändlern und ähnlichen Buchführungsaposteln sei.

Als „député croyant" freilich wußte er ausgezeichnet jene Farbe zu bekennen, vor der die Liberalen oft zu roten Köpfen kamen. Zusammen mit Johann Baptist Fallize wagte er im Jahre 1882 das Unerhörte: für die Eidesleistung der Volksvertreter und überhaupt für die Kammerarbeiten die weithin sichtbare Präsenz eines Kruzifixes zu verlangen. Daß er zugleich den Klerusverächtern für die kleinste Herausforderung Ripost ansagte, lag absolut in der Richtlinie jenes Charakters, der sich im Besitze eines „gros bon sens" und eines hurtig reagierenden Intellektes wußte:

„Comme l'hon. M. Fallize, je voudrais que l'acte du serment fût entouré de plus de solennité et de plus de splendeur et que le prétoire

fût orné de l'image du Christ, dont M. Allou a dit au Sénat français, que c'était un symbole permanent du sacrifice. Si M. Allou plaide pour voir conserver cette image devant les yeux de ceux qui prêtent serment, il sera bien permis à nous aussi de demander la réinstallation de ce symbole, afin que ceux qui ont appris, par la bouche du prêtre et de l'instituteur, à connaître la sainteté du serment, retrouvent au prétoire un signe extérieur qui soit pour eux la confirmation de cet enseignement. Je me rallie donc, dans l'intérêt de la justice et de la sincérité du serment, à la demande de l'hon. M. Fallize, de voir entourer la prestation du serment de plus de solennité et de prestige.

A l'occasion des paroles prononcées par l'hon. M. Fallize sur le serment, l'hon. M. Laval — je regrette qu'il ne soit pas ici — a fait une sortie contre le clergé. Il a dit que le clergé devrait prêcher sur la sainteté du serment, au lieu de tomber sus à la loi scolaire. Jusqu'ici, l'hon. M. Laval n'a été éloquent que lorsqu'il a fait des interruptions ou lorsqu'il était question du clergé. Cette éloquence, que je voudrais qualifier de brutale et de mauvais aloi, ne m'intimidera pas, et chaque fois que de pareilles attaques seront lancées contre le clergé, je riposterai. Je me suis tenu jusqu'ici sur la défensive; mais je ne permettrai pas qu'à chaque fois que s'ouvre la bouche, on lance des attaques contre le clergé. Qu'on nous prenne à partie, mon hon. collègue et moi, soit, nous saurons répondre, mais que le clergé soit laissé en dehors de nos débats."

Den Geist, aus dem er lebte, und die Überzeugung, nach der er wirkte, vermochte er am wenigsten dort zu leugnen, wo es um die Grundsätze der Erziehung in einer Sphäre recht verstandener, ganz gewährter und wahrhaft applizierter Freiheit ging. Im neuen Schulgesetze, das er als ein Politikum in den Händen der Machthändler und nicht als ein Privilegium für die bürgerliche Gemeinschaft hinstellte, sah er die Erbsünde der inländischen Unzufriedenheit; das Sanktuarium der Schule vertrage nicht, so sagte er, ein politisches Fieber; daran erkranke sie, um auch daran zu sterben. Im Bereiche des Unterrichts stießen die politischen Gesetze mit der Freiheit, mit dem Gewissen und mit den Familienväterrechten zusammen. Der Schulbesuch dürfe nicht eine Angelegenheit des Polizeizwanges, sondern der Ehre und des Verantwortungsbewußtseins sein; als Fundament der Erziehung habe die Moral zu gelten; die intellektuelle Entwicklung eines Volkes laufe parallel mit seinen ethischen Fortschritten; wo der Gesetzesgeber diesen Untergrund ignoriere, um ihn

meiden zu lassen, da könne der Klerus das Gesetz nur erleiden, nicht aber bejahen.

Mit einer erstaunlichen Sicherheit bewegte sich derselbe Abbé Breisdorff auf den Gebieten der Ökonomie, wo er Wirtschaftslehren dozierte, vor denen die Zivilprofessoren der unheiligen National- und Sozialphilosophie das Lächeln der Überlegenheit ablegten, um äußerst ernsthaft mit zu diskutieren: Anleihen mache man nicht, um Staatsschulden zu bezahlen, denn Anleihen müßten produktive Ausgaben decken, welche Zinsen trügen und den volkseigenen Reichtum vermehrten. Leider habe die Regierung andere Ideen, die zu andern Aktionen und von Zeit zu Zeit zu landerschütternden Skandalen führten.

Die beste Illustration zu solchen Ausführungen lieferte der Krach um die „Banque Nationale". Zu diesem knalligen Ereignis äußerte sich Breisdorff am 9. Mai 1882 in der eindeutigsten Form, indem er auf jede Effekthascherei verzichtete, um den aufgepeitschten Leidenschaften gegenüber nur sein erschrockenes Gewissen reden zu lassen. Und er redete so vortrefflich nach den Impulsen der in allem gefolterten Moral, daß mit den Abgeordneten auch die gesamte Öffentlichkeit aufhorchen und mithören mußte:

„S'il s'agissait de blâmer le Gouvernement pour les nominations qu'il a faites, pour le laisser-aller qu'il a favorisé, pour le manque d'énergie dont il a fait preuve, je le ferais volontiers; mais je me heurte toujours à ces agissements sans nom de la part de la Direction qui ont provoqué la chute et sans lesquels la Banque serait probablement encore aujourd'hui debout; je me demande si le Gouvernement aurait pu avoir connaissance de ces agissements, s'il aurait pu connaître, comme on dit, les détours du sérail? C'est la justice seule qui puisse me répondre, la justice qui me dira quels chemins ténébreux ont été suivis, quelles sont les fraudes et quels sont les fraudeurs qui ont causé le désastre. A mon avis, il ne s'agit pas de savoir si les statuts ont été violés, si telles opérations étaient statutaires ou non, etc.; il s'agit pour le moment de savoir qui a causé et provoqué le fait de la débâcle.

J'hésite donc à frapper le Gouvernement pour le fait en lui-même, qui est entré dans le domaine de la justice; mais je ne puis m'abstenir de condamner le système politique du Gouvernement, ce système de

faiblesse, de non-vigilance, ce système à la recherche d'une majorité, ce système sous lequel s'est relâchée la discipline et la vie publique. Ce système-là, je le condamne hautement, et le pays le condamne avec moi. La débâcle de la Banque est une suite de ce système, suite bien chèrement payée.

Je me résume. Je n'attribue pas le fait de la chute de la Banque aux causes énumérées dans le rapport de notre Commission d'enquête, je l'attribue à la direction de l'établissement, à son incapacité et à ses tripotages; j'hésite donc à frapper le Gouvernement pour un fait qui peut ne pas être rapporté à lui, que la justice doit éclairer et élucider;

mais je condamne le système qui, en dehors du fait de la catastrophe même, a su persister dans la direction de la Banque, pour autant que cette direction a pu et dû être du domaine du Gouvernement.

Quel que soit le vote que j'émettrai, j'ai tenu à donner satisfaction au sentiment si profondément blessé de moralité publique, j'ai tenu à inviter le Gouvernement actuel ou ses successeurs de purger l'atmosphère malsaine qui envahit de plus en plus les services publics. D'autres sauront, pour le côté matériel, atteindre ceux qu'ils reconnaîtront coupables, et ils leur demanderont réparation jusqu'à la besace."

Die liebenswürdigsten Kollegen der geistlichen Abgeordneten, jene, die, nach den von Breisdorff zitierten Worten eines Franzosen, aus jedem Lehrer einen Anti-Pfarrer zu machen strebten, sorgten durch vielmäulige Hänseleien dafür, daß die Deputierten-Redakteure ihre Blätter nicht vergaßen. Und dafür sorgten in derselben Zeit, mit gesetzteren Mienen, die Staatsanwälte und die Richter. Prozeßprozeduren folgten sich fast laufbandmäßig; vom Trierer Revolutionär Karl Grün, der, in Norbert Metzens Sold, Luxemburg in stets beschlagnahmten Schriften verriß (1858), über die „Luxemburger Zeitung", die, nach den Worten der „Indépendance", nur danach strebte, „ihren Zorn und ihren Haß" gegen das „Wort" zu befriedigen (1871), bis zur „Tribu Godchaux", der an einem Monstre-Prozeß gelegen war (1882), machten sich Dutzende von Suszeptibilitäten anheischig, die katholische Presse vor den einheimischen Tribunälen zu exkommunizieren. Nikolaus Breisdorff wurde, immer augenfälliger, des Haderns mit den Widersachern überdrüssig; so baute er die Polemiken ab und ersetzte sie

durch bessere Literatur aus andern Federn. Er gewährte dem Roman ein Journalrecht und erhob das schöngeistige Feuilleton zur ständigen, wenn auch noch titellosen Rubrik. Innerlich rückte er mehr und mehr vom eitlen Tagesgezänke ab und suchte ohne Aufsehen die suae domi auftretenden Schwierigkeiten körperlich, geistig und seelisch zu meistern. Der Wechsel auf dem Bischofssitze, durch den Johannes Koppes den amtsmüden Adames ersetzte, die widerborstige Haltung des Druckers Peter Brück, der in Redaktionsdingen mitzureden trachtete, und die Aufdringlichkeit des Mitbruders Fallize, der rücksichtslos ins „Wort"-Reich einzudringen versuchte, schufen ein Gewirr von Spannungen, in dem sich der Achtundfünfzigjährige kaum noch zurechtfand. Er war nicht mehr der Mann, sich innerhalb der Zeitung mit ihren wachsenden Befehlshabern polyfrontal zu behaupten. Nach der Abwanderung des letzten Mitredakteurs Gregor Keiser suchte er Nährgeld im Selbstverlage und in einer eigenen Buchhandlung, Ruhe aber, Ablenkung und Vergessen in dem, was er früher schon als Erholungsarbeiten auf dem religiösen Plane betrieben hatte: den Schriften über Bischof Adames und „das zweihundertjährige Jubiläum und die Krönung des Gnadenbildes Marias" ließ er Opuskel folgen, die den „Dritten Orden des hl. Vaters Franziskus Seraphikus und seine Regeln", „Die Luxemburger Schul-Frage" und die „Tageszeiten vom heiligen Franziskus Seraphikus" betrafen.

Je offensichtlicher dann die Verhandlungen mit dem Drucker Hary zur Verlagsübernahme des „Luxemburger Wort" liefen, je brutaler Peter Brück, in Vorahnung der kommenden Katastrophe, seine Animositäten durchbrechen ließ, je greifbarer der, aus der progressierenden Aridität der Zeitung erklärbare, Abonnentenschwund wurde, je gewaltsamer sich Johann Baptist Fallize des Druckorganes zu bemächtigen trachtete, umso stiller wurde Abbé Breisdorff und umso rascher entfremdete er sich dem ureigenen Arbeitsfelde, um sich als Erschöpfter, langsam und mühevoll, in

der Ausübung des wahren Priestertums wieder seiner wirklichen Berufung zu widmen. Als Betreuer der Glaciskapelle schied er, noch bevor der Rechtsstreit um den Eigentümer der katholischen Zeitung ausgebrochen war, im Herbst des Jahres 1884 aus dem Journal, dem er die besten Jahre und die wertvollsten Kräfte seines Lebens geopfert hatte. Der „Skandalprozeß" setzte mit Eklat den Schlußpunkt hinter seine dreidezennienweite Aktivität als Zeitungsmann. Sein Leibfeindblatt, die „Luxemburger Zeitung", konnte sich vor Freude nicht enthalten, ihm drei Häuflein Dreck nachzuspritzen. Allein so ausgelaugt war der rauhe Kämpe nun doch nicht, daß er nicht mehr die passenden Worte der Entgegnung hätte finden können. Seine Replik war breisdörffisch wie in den guten alten Zeiten:

„Geld und Ehre habe ich nie verlangt, aber ein Recht habe ich zu verlangen, daß meine Hingebung, meine Begeisterung für die katholische Sache von Niemanden, wer es auch sein mag, nicht angegriffen, nicht verdächtigt werde, am wenigsten von Ihnen, Herr Lügenflori, der Sie ja offen Ihren Unglauben bekennen und über Sittenfragen ein gar zu gnädiger Richter sind.

Ihr Dreieck, Herr Redakteur, greift auf die Änderungen in der Diöcesanverwaltung zurück. Als ich aufhörte Mundstück zu sein, war ich gar nichts mehr; die Ziffern hinter mir verschwanden und ich blieb als Null zurück; ich suchte klein beizugeben und mich den neuen Zuständen anzupassen; ich warf die Flinte ins Korn, die Worte blieben mir in der Kehle stecken und ich stieg klanglos zum Orkus hinab.

Wie Sie sehen, citire ich die Worte Ihres Dreieck ganz getreu. Sie sollen wohl in der Übersetzung heißen: ich sei gezwungen gewesen, aus der Presse zu scheiden, trotzdem ich meine Überzeugung geopfert hätte.

Ich bin Gott sei Dank so angelegt, daß ich lieber Schwarzbrod esse, als meine Überzeugung zu verleugnen und in einer Zeit von Charakterlosigkeit charakterlos zu werden. Meine Überzeugung, und diese Überzeugung ist mir von meinem Glauben bedingt, geht dahin, daß Priester wie Gläubige sich dem ihnen von der Kirche bestallten Bischof in kirchlichem Gehorsam unterwerfen, und daß dieser Bischof das Recht hat, zu verlangen, daß ein Jeder die ihm von Gott verliehenen Gaben zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen einsetze. Das war, das ist und das bleibt meine Überzeugung unter der Verwaltung von Msgr. Adames, wie auch unter der Verwaltung von Msgr. Koppes. Daß ich nach 30 Jahren qualvoller Arbeit in der Presse mich zurückgezogen habe, ist allein mir zuzuschreiben; ich hätte Mundstück, ich hätte eine

Null mit Ziffern, um die bilderreiche Sprache des Dreieck zu gebrauchen, bleiben können, aber ich wollte einem Martyrium, wie ein bedeutender Schriftsteller die Arbeit eines Redakteurs nennt, ein Ende machen."

In den Sturmjahren des Brück-Hary'schen Krieges um den Besitz des „Luxemburger Wort" lebte Breisdorff nur noch seinen religiösen Aufgaben, obwohl er das Abgeordnetenmandat auch weiterhin, doch verschwiegener als zuvor, auszuüben trachtete, um es dann aber bis 1887 klanglos auslaufen zu lassen. Die Betreuung des Dritten Ordens vom heiligen Franziskus Seraphikus fesselte ihn am stärksten, bis er im Mai des Jahres 1886 einen Schlaganfall erlitt, durch den er linksseitig gelähmt wurde. Hatte er noch zuvor die Monographie über „Die neue Muttergotteskapelle auf dem Glacis zu Luxemburg" nach seiner wirksamsten Fronweise fertigstellen dürfen, so zwangen die Verhältnisse ihm nun eine härtere, schmerzhaftere und unbequemere Schreibart ab. Indem er sich bemühte, die furchtbaren Stunden des Wartens auf das Ende, welches sich nach einem Lustrum einstellte, mit der Feder in der Hand zu überwinden, wurde er zum Übersetzer; aus dem Italienischen und dem Französischen übertrug er so, bald frei, bald wörtlich: „Ablaßgebete aus den Schriften des heiligen Alphonsus" und „Führer für die Seelen, um die große Kunst des Heils, das Gebet, zu lernen" für westfälische Verlagshäuser. Dem „Luxemburger Wort" ließ er Bearbeitungen zukommen, die nach Louis Vedy, X. de Montespin, Amélie Struman-Picard und Fürst Lubannerski vorgenommen worden waren. Originalartikel wanderten nach Brüssel an die „Revue générale", und etliche Manuskripte füllten seine Schreibtischschubladen an, als am 8. Mai 1892, über der Spendung der letzten Ölung an einen gläubigen Limpertsberger, der zweite Schlaganfall kam, dem er achtundvierzig Stunden später erliegen mußte.

Das letzte Monument, als das unvergänglichere, hatte ihm, schon zwei Dezennien zuvor, der größte Epiker Luxemburgs im „Rénert" gesetzt. Da hieß, da heißt, da wird es immerfort im vierzehnten Gesange heißen:

„Ech maan Iech d'Zeitongsschreiwer
gläich alleguorte möll:
de Breisdorf an de Joris,
an d'Wäschfra wi de Schroell."

Ein randvoll aufgefülltes Kampfesleben mitsamt den Widersachern und den gegnerischen Blättern in vier Versen einfangen, um es im heimatlichen Sprachglanze zu reflektieren, das konnte nur dem einzigartigen Michel Rodange gelingen, der zugleich das Meisterstückchen zuwege brachte, zwanzig schlichte Wörter so zu stellen, daß der Abbé aus dem „Luxemburger Wort" als an die von ihm befeindeten Schandblätter geheftet erschien, um das „Einer gegen Viele", wenn nicht das „Einer gegen Alle", vor den nachkommenden Geschlechtern mit allen Primusehren zu vertreten. Und Charles, der Kleinneffe, gab dem guten Klang des Schriftleiternamens Breisdorff jenen internationalen Nachhall, der über Belgien und „Le Soir" erst 1968 austönen sollte.

Hatte Johann Nikolaus Breisdorff physisch wie sein Vorgänger gelitten und diesem in allem geglichen, was den wahren Mann in der geistigen Weite und moralischen Stärke ausmacht, so war er doch durch jene unterscheidenden Merkmale aufgefallen, die sein Temperament von jenem des Dr. Michelis genau so abgesondert hatten, wie sein abgeecktes Gesicht dem feineren Antlitz des Westfalen entgegen gestanden hatte. Ohne Zweifel war er ruhiger und entschlossener, gesetzter und moderierter gewesen als der leichtlich aufbrausende Lehrmeister, offener in dem, was Allen angeboten werden durfte, und verschwiegener dort, wo die Vorsicht zu fordern und die Diskretion zu diktieren pflegte. Und unstreitig hatte er das weitere Herz besessen, welches tödlich nur dort hatte verletzt werden können, wo die eiskalte Indifferenz der Zeitgenossen sich gegenüber dem materiellen Elend der Welt und der seelischen Not des Universums fortwährend zu manifestieren wagte.

Msgr. Dr. J.-B. FALLIZE

DR. JOHANN BAPTIST FALLIZE

Es wird schwer sein, in der luxemburgischen Geschichte Existenzen aufzuspüren, welche widerspruchsvoller in Erscheinung treten dürften als der am 9. November 1844 im belgisch-luxemburgischen Bettlange geborene Johann Baptist Fallize. Abwegig wäre wohl, der Tatsache, daß er zwischen Zweien: dem eigentlichen Großherzogtum, das ihn als Bürger anerkannte, und dem abgetrennten Teile des Stammlandes, das ihn zivilstandrechtlich festhielt, von luxemburgischen Eltern zur Welt gebracht worden war, Konsequenzen erpressen zu wollen, die dem reinen Zufall bestimmte Nativitätssondermerkmale und Formungsfrüheinflüsse zuschrieben. Und dennoch läßt sich, in der Rückschau auf ein außergewöhnliches Leben, das den Zeitraum von neun Dezennien umspannte, wissentlich nicht leugnen, daß dieses Kind des Nordens allezeit ein Mensch der Grenze und der Übergänge gewesen und geblieben war, ja, daß mit den Jahren und mit den Aktivitäten, die sich folgten, das Charakteristikum seines rastlosen Daseins als ein Pendeln zwischen Zweien, als ein Hinüber- und Herüberwechseln an sämtlichen Scheidelinien menschlicher Betriebsamkeit aufgeleuchtet hatte, wobei die Region der Geburt nachträglich als ein Symbol seiner Haltung im allgemeinen und seiner Stellung im besonderen gedeutet werden dürfte.

Nichtsdestoweniger verlief seine Kindheit im dörfischen Bezirke von Harlingen, wohin seine Eltern übergesiedelt

waren, genau so wie diejenige ähnlich talentierter Schüler in andern Landeskantonen auch: er zeichnete sich so sehr durch Intelligenz aus, daß die Eltern, trotz ihrer unsicheren Lage als Kleingerber, beschlossen, ihn am Athenäum in Luxemburg studieren zu lassen.

Die Lernjahre hielten sich, etlichen stürmerischen Inzidenten aus der Lausbubenzeit zum Trotze, in den Normalbahnen inländischer Unterrichtstraditionen: 1866 erwarb er das Abgangszeugnis, um bald darauf, als amtlich anerkannter Mensch mit Mannesreife und durch den Druck beglaubigter Musensohn, das Germanicum in Rom zu beziehen. Den schlichten Poesien über die „Sûre", „Die Stammburg unserer Fürsten" und „Vianden", die er als Studiosus in der Hauptstadt zurückgelassen hatte, fügte er vorerst keine weiteren hinzu, bis ihm eine polyglotte Gelegenheitsschrift, die zum achtzehnten Zentenarium des Peter-und-Paulmartyriums veröffentlicht wurde, unverhofft die Möglichkeit darbot, „Sankt Petrus, den Weltbesieger" in Versen zu verherrlichen. Gab er sich auch mit einer hartwilligen Ausdauer den philosophischen und theologischen Studien hin, um nach fünf Jahren, am 8. April 1871, in der Ewigen Stadt die Priesterweihe zu empfangen und zwei Semester später als „Doctor philosophiae et theologiae" seinen Abgang zu feiern, so konnte er doch nicht, einem natürlichen Zwange gehorchend, auf das Schreiben verzichten: 1870 wartete er im „Luxemburger Sonntagsblättchen" mit „Briefen aus Rom" auf, besang in zwei Sprachen „Maria, die Trösterin der Betrübten", setzte 1871 seine Prosaversuche im „Luxemburger Hauskalender" von Dr. Jules Müllendorff fort mit einem Notruf „Die schreiende Gewaltthat gegen den Vater der Christenheit" und weiteren „Briefen aus Rom" und gestand dafür dem „Sonntagsblättchen" eine Reimkompensation zu, die er „Kriegsgesang von Josaphats Heer" betitelte[1].

[1] Obschon Johann Baptist Fallize als Student von Zeit zu Zeit den Pegasus zu reiten wagte, war er doch ein klein wenig mehr als nur ein „aus gegebenem Anlaß" für die Stunde zusammenreimender

Bei seiner Heimkehr nach Luxemburg durfte er sofort ein Wirkungsfeld im neu gegründeten Konvikte betreten, das unter der strammen Direktion eines Bernhard Krier stand und dem Subrektor und Wirtschaftsverwalter Fallize zwar als ein zweites Heim, doch auch als eine andere Schule erscheinen mußte. So betrieb er denn vom 30. September 1872 bis zum 3. September 1876 das Handwerk der „festen Führung" in der Unterleitung seiner Zöglinge und hatte dann, so nebenbei, derart viele Dinge angepackt, geistig geführt und politisch fragwürdig gemacht, daß er, als eine Art „homo tumultuosus", der allgemeinen Feme zu verfallen drohte, weshalb er, vorbauend, seine Versetzung in die Seelsorge, leider erfolglos, beantragte.

Doch der Schaff- und Schöpferwille des unbändigen Dr. Johann Baptist Fallize mußte sich, spontan im Ausbruch,

---

Gelegenheitsdichter, dessen Verse vor dem Augenblicke, doch nicht vor der weiteren Zukunft hätten bestehen können. War er auch kein reiner Lyriker, den die Stimmungen des wandelbaren Gemütes zu Deklamationen nach prosodischen Gesetzen verleitet hätten, so wußte er immerhin die besseren Gefühle eines kontemplativen Geistes in ansprechenden Opuskeln auszudrücken.

Aus dem Nachlaß des einstigen Zeitungsmannes wurden mir, nach Abschluß dieser kurzen Monographie, über einhundert Gedichte zugestellt, die, auf fünf Schülerhefte verteilt, vom Autor selbst in chronologischer Reihenfolge (die Drang- und Sangperiode reichte von 1864 bis 1870, umfaßte also die Zeit der bewußter betriebenen Studien), fast kalligraphisch mühsam, niedergelegt wurden. Von den hundertfünf Poemen sind siebenundzwanzig in französischer, fünfundsiebzig in deutscher und drei (Chronogramme) in lateinischer Sprache abgefaßt. Die unsicher gewordene Hand des Verfassers hat später im Inhaltsverzeichnis verschiedene Talentproben als „Gelegenheitsgedichte ohne allgemeinen Wert" gekennzeichnet. Dieselben Inhaltsvermerke bestimmen jeweils, in pedantischer Exaktheit, die differenten Versformen: Jamben, Trochäen, Daktylen, Anapäste, Hexameter, Alexandriner, Ghasele, Sonett, Canzone, Ritornell, Rondeau, Madrigal, Stanze, Sestine, Terzine, Triolet, Sapphische Strophe und Nibelungenstrophe: alle gemeistert mit der gleichen Dexterität!

Es dürfte für die luxemburgische Literaturgeschichte nicht uninteressant sein, auf die „Poetischen Versuche" — alle Hefte tragen diese Aufschrift — einmal näher einzugehen.

an allem erproben, was publikes Handeln und öffentliches Wirken war. Im Laufe von vier Jahren hatte er im einheimischen Kulturleben eine fiebrige Geschäftigkeit entwickelt, in der seine Ideale — und er hatte Ideale —, gemäß der Novalis'schen Formel, als Produkte eines Übergangsmomentes so wirksam gemacht worden waren, daß ihre Offenbarungen sowohl als Äußerungen der Hast, der Improvisation, der inneren Agitation und der seelischen Unruhe wie auch als Erscheinungen einer intellektuellen Turbulenz erkannt werden mußten. Im „Übergangsmoment", das den ruhigen Durchgang des kraftstrotzenden und kreationshungrigen Jungmanns durch die ersten Schwierigkeiten forderte, zerbrach der Stürmer alles, was als Bedacht und Achtsamkeit hätte mitleiten müssen, und wollte für sich nur einen Rhythmus gelten lassen: den des dauernd beschleunigten Durch- und Durchmüssens. Was er dann an schriftgewordenen Taten vorwies, war nur eine massige Ansammlung von Werken, die als „opera tumultuaria" weniger Bewunderung erregen konnten als ein beständiges Sichwundern auslösen mußten und nur eine gering gehaltene Verheißung dessen waren, was noch kommen sollte.

Der tatsächliche Werkraum eines Unterdirektors und Ökonoms im Studentenheime war allzu eng für dessen explosiven Talente, als daß er nicht durch ein simples Expansionsspiel stärkest konzentrierter Fähigkeiten hätte gesprengt werden können. Wo Fallize das eigene Aktionsfeld zur Betätigung entfesselter Wirkgewalten fehlte, da zögerte er kaum, jene nächsten Fremdgründe zu besetzen, die seinen besten Bebauungsintentionen entsprachen. Das „Luxemburger Wort" durfte ihn gar bald als den emsigsten seiner freien Mitarbeiter betrachten, und das „Luxemburger Sonntagsblättchen" mußte ohne weiteres erkennen, daß die „mehreren Priester der Diözese Luxemburg" als Herausgeber mehr und mehr hinter dem einen zurückzustehen hatten, der sich wertbewußt und neulingssicher ins Licht zu stellen vermochte. Ende 1872 hatte er es geschafft, so daß der vierte Jahrgang

(1873) bereits unter seiner Verantwortung eingeleitet werden konnte. Müllendorff's „Luxemburger Haus-Kalender" verfiel gleichfalls 1873 der Fallize'schen Editorensucht: ab 1874 erschien das Jahresheft in Duodezformat als Kreszenz des fixfähigen Erzeugers. Der eigenwillige Mann so vieler Blätter, der noch andere zu produzieren gedachte, nahm sich keines vor den Mund, und sein unverhüllter Mund manifestierte sich, im direkten wie im übertragenen Sinne, als Organ, das die Dinge Fallize'scher Erkenntnis unverblümt, und also ohne rhetorische Floskeln, wenn auch mit treffenden — zutreffenden und verletzenden — Exempeln aus dem Alltagsleben, zum Ausdruck zu bringen wußte. Das geistige Impetuosentum des Achtundzwanzig-, Dreißig- oder Dreiunddreißigjährigen erzwang sich eine Sprache, die im Brande einer christgläubigen Überzeugung weniger geläutert als gehärtet wurde, um dann doch in der Glut eines ausgeglichenen Glaubens, der sich heiß und hitzig mitzuteilen wünschte, einer Erweichung ausgesetzt zu werden, als deren Folge der Glanz eines immer brenzeligen und manchmal sengenden Humors auszufließen schien. So etwa, wenn er unter das Bild einer Eule, eines „Herrn von Hibou", die Worte schrieb: „Professor der modernen Aufklärung" oder unter dem Druckabklatsche eines Schweins vermerkte: „Sinnbild der modernen Moral". Lockerer erschien seine Freude am „Erheiternden" — nicht Zufall hatte seinem „Luxemburger Hauskalender" den Zusatztitel: „Zur Förderung christlicher Heiterkeit" zukommen lassen — nur selten; in der Regel war er mehr der Ironie als dem Trotz-allem-Lächeln verpflichtet. Im „Luxemburger Sonntagsblatt" von 1875 unterhielt er sich, unter einer „Allerlei"-Rubrik, auf diese Weise:

„Nach Trierischen Blättern zu schließen, dürfte in Bälde folgender Antrag im deutschen Reichstage gestellt werden:

„Wir u.s.w.

Nach Anhörung der ‚Trierer Zeitung' haben verordnet und verordnen:
Art. 1. Es ist allen Heiligen im Himmel und auf Erden untersagt, Wunder innerhalb des deutschen Reiches zu wirken.

Art. 2. Nur denjenigen Heiligen, welche in Deutschland geboren und gestorben sind und nach dreijährigem Besuche einer vom Staate anerkannten medicinischen Fakultät das Doctor-Examen bestanden haben, kann der betreffende Kultusminister die Praxis der Wunder auf weitere drei Jahre gestatten, vorbehaltlich der staatlichen Aufsicht. Diese Erlaubniss kann der Muttergottes sowie allen andern der Gesellschaft Jesu oder irgend einem ausgewiesenen Orden angehörigen Heiligen nicht ertheilt werden.

Art. 3. Das Wasser von Lourdes ist verboten.

Art. 4. Dem Art. 1 unterliegen nicht die Heiligen der „Altkatholiken".

Art. 5. Übertreter dieses Gesetzes werden abgesetzt, aus dem Reichskalender gestrichen, resp. per Gendarm über die Reichsgrenze befördert.

Art. 6. Eine beglaubigte Abschrift dieses Gesetzes soll in einer Kruppischen Hohlkugel nach dem Himmel zu Darnachachtung befördert werden."

Zumeist jedoch, in kurzen Glossen, in noch kürzeren Parenthesen oder in unerwarteten Ausfällen inmitten ernsthafter Untersuchungen, gab er sich polemisch-sarkastisch. Im siebenten Jahrgang seines „Sonntagsblattes" (1876) äußerte er, beispielsweise, dieses:

„Der Hanswurst der ‚Indépendance' kündigt seinen Lesern (zu 50 Cts. die Zeile) an, daß zwei Komödianten-Banden sich in der Villa Amberg und in dem Wester'schen Garten produziren, und ladet unsern Redakteur eigens ein, um als erfahrener Fachmann sein Urteil über die Leistungen derselben abzugeben. Man sollte doch nicht vom Strick im Hause eines Erhängten sprechen. Erinnert sich der Hanswurst nicht mehr, wie er sich noch vor Kurzem in seinem eigenen Blatte zerzausen lassen mußte für den Unsinn, den er seinen Lesern über die Vorstellungen einer hiesigen Gesellschaft aufgetischt hatte? Übrigens geben wir zu, daß wir kaum der Versuchung widerstehen, an seiner Seite dem gepriesenen Kasperltheater und dem café-concert beizuwohnen. Hätte man doch wenigstens den Vortheil, durch heimliche Winke und freundschaftliche Rippenstöße aufmerksam gemacht zu werden, wann man lachen und Beifall klatschen soll."

Durch Einschiebsel und Interjektionen eigener Art unterbrach er des öfteren den Duktus eines Zitates, etwa so zur Ankündigung seines „Marienkalenders":

„Wir glauben das neue Unternehmen am besten dadurch zu empfehlen, daß wir den haarsträubenden Artikel wiedergeben, den die hiesige ‚Indépendance' demselben widmet. Sie sagt:

„Wir lesen im ‚Wort' eine Anzeige, die eine nähere Berücksichtigung verdient. In dieser Anzeige heißt es:

„Da bisher neben dem ‚Lux. Hauskalender' noch zu Tausenden ausländische Kalender bei uns Eingang fanden, von denen manche unsere hl. Religion direct bekämpfen, während andere gar keine religiöse Färbung besitzen, so trugen wir uns schon längst mit dem Gedanken, noch einen zweiten luxemburgischen Kalender herauszugeben, um jene fremden Kalender zu ersetzen. ... Auch für die angrenzenden Provinzen ersetzt der „Marienkalender" vorteilhaft jeden eigenen Kalender, da auch sie berücksichtigt sind."

„Also der ‚Hauskalender' und der ‚Marienkalender', beide der fruchtbaren Feder des Herrn Fallize entstammend (pardon, Herr Fallize hat mit dem ‚Luxemburger Hauskalender' Nichts mehr gemein), sind nach dem Willen ihres Verfassers bestimmt, jeden fremden Kalender zu verdrängen! Sogar den ‚Almanach pour rire'? Befinden sich auch Prophezeiungen darin (Jawohl, unter andern die, daß die Redaktion der ‚Indépendance' bald nach Ettelbrück wird verlegt werden)? Wir wären geneigt, es zu glauben, denn wenn der liebenswürdige Redakteur des ‚Sonntagsblattes' sich entrüstet (Das thut er freilich, denn sein bloßer Name thut auf Herrn Joris dieselbe Wirkung, wie ein rother Lappen auf einen spanischen Stier.), dann erregt er lachen (Und zwar recht häufig auf Kosten des Herrn Joris); er ist vielleicht auch etwas Prophet (Muß er denn nicht das Wetter prophezeien?), denn er sieht zum Voraus, wie alle Kalender vor Schrecken zurückweichen vor den Producten dieses Riesen an Geist.

„In dieser Anmaßung, allein allen geistigen Bedürfnissen des Landes zu genügen, liegt etwas Beunruhigendes (Ma foi!). Man will das Land mit einem ungeheuren Netze umgarnen (Herr Joris mag sich beruhigen, so grobe Fische wie ihn wird Niemand fangen wollen). Man will Alles an sich bringen. Jeder wahrhaft liberale Geist muß diesen Auffassungsbestrebungen, dieser lächerlichen Anmaßung, Alles für das Land zu sein, entgegen arbeiten (Also der ganze liberale Landsturm, mit Herrn Joris als Tambour an der Spitze, müßte ausziehen, um so einen armen Docteur romain zu bändigen! Zuviel Ehre!).

„Man geht noch weiter (schrecklich!). Man bildet sich ein, den geistigen, politischen und ökonomischen Bedürfnissen nicht allein des Großherzogthums, sondern auch der angrenzenden Provinzen zu genügen. Die Fallize-Kalender werden für sie alle Werke dieser Art ersetzen (Ein Glück, daß uns die Neutralität schützt, Hr. Joris wäre im Stande, ein deutsch-französisch-belgisches Bündnis gegen uns anzustiften).

„Nichts wundert uns mehr von Seiten dieses Mannes, der sich als höchsten Richter über die Glieder unsers königlichen Hauses (Hier ein Kniefall!) ausstellt" (Item, nichts wundert uns mehr von Herrn Joris, es müßte denn das Unmögliche geschehen, daß ihm die Vernunft wiederkehrte)."

Doch als Wetterer trat er auf, sobald er Grundsätzliches vor den Gegnern seiner Prinzipien zu verteidigen unternahm. Seine defensive Haltung freilich hatte dann mehr die Allüren der Attacke als die des Selbstschutzes. Säbelschläge wehrte er mit Heubaumstößen ab, und er besaß dazu die Kraft und die Wendigkeit. Im Liberalismus sah er das „Imperium delendum" seiner Zeit, in der „Luxemburger Zeitung" das Erprobungsobjekt seiner höheren Berufung. An „Judasbrüdern" und „Preßbengeln", am „Teufel und seinen Spießgesellen mit und ohne Krone" kam er zu Unruhen, die er im Geiste wie am Körper spürte und die ihn zu schreiberischen Reaktionen zwangen. Seelische Leiden, hervorgerufen durch religionsfeindliche Attitüden, machten ihn produktiv und kreatorisch. Unter dem Drucke gegnerischer Gewalten wurden ihm Wort- und Gedankenbildungen leicht. Fast schrieb er, wie er atmete: wider die „Pfaffenfresser", über „Römisches", gegen die „Aufklärung", für die Kirche, gegen die „Bismarckische Christenverfolgung", zu Gunsten der Verfolgten im Kulturkampfe.

Den „Pfaffenfresser" präsentierte er folgendermaßen:

„Bevor wir auf die eigentliche Naturgeschichte dieses immer häufiger vorkommenden Zweifüßlers eingehen, wollen wir eine kleine allgemeine Bemerkung vorausschicken. Merkwürdiger Weise sind alle Nichtsnutze, alle Trunkenbolde, alle Bummler, alle Diebe und Galgenstricke Feinde der Geistlichen. Die Thatsache läßt sich nicht bestreiten. Auf der andern Seite aber sind die braven Leute, die mildthätigen, ehrlichen, schätzenswerthen, zartfühlenden Personen in der Regel den Geistlichen gewogen und voll Ehrfurcht gegen sie. Auch das ist Thatsache. Daraus können wir ohne weiteres einen Schluß ziehen, der nicht just schmeichelhaft für die Feinde der Geistlichen ist, daß sie sich nämlich in gar anrüchiger Gesellschaft befinden, und das spricht nicht bedeutend zu ihren Gunsten. Das beweist nun zwar noch nicht unumstößlich, daß sie dasselbe sind wie die Erstgenannten, aber, ich wiederhole es, es ist kein gutes Zeichen. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist", sagt

ein altes Sprichwort und Wahrwort. Wenn man kein Wolf ist, dann heult man nicht mit den Wölfen?

Und nun zur Sache selbst. Was ist ein Pfaffenfresser?

Ich sage erstlich: die Pfaffenfresser sind in der Regel Feiglinge. Sie beschimpfen die Geistlichen, weil sie wissen, daß sie von ihnen wenig zu fürchten haben. Inmitten der Gottlosen steht der Priester wie das arme Lamm inmitten der Wölfe; er hat keine andern Waffen als die Sanftmuth, die Geduld, das Gebet und die Verzeihung der Unbilden. Der Mann, der ein Weib beschimpft, ist ein Feigling. Dasselbe ist der Fall mit Dem, der einen Priester beschimpft. Er gleicht den Gänsen, welche nur muthig gegen jene sind, die den Stock nicht gegen sie erheben. Neunundneunzig von hundert Schimpfhähnen würden es den Beinen aufgeben wie Donnerwetter, wenn sie nur die geringste Gegengewalt zu fürchten hätten."

Seiner liebsten Zeitungstante widmete er 1875 diesen Exkurs (der als pars pro toto stehen möge):

„Die ‚Luxemburger Zeitung', geschrieben für den ‚intelligenten' Theil der Bevölkerung unseres Landes und nebenbei auch etwas für die Herren von Berlin, hat unsere vorige Nummer durchaus nicht nach ihrem Geschmacke gefunden und zerzaust sie in gar jämmerlicher Weise. Wir können zum Troste der gekränkten Muhme wohl nicht weniger thun, als daß wir unsern Lesern, die leider nur ‚den unteren Gesellschaftsklassen' angehören, ihre Herzensergüsse vollständig mittheilen. So ersparen wir zugleich für diesmal die Rubrik „Erheiterndes". Die Zeitung schreibt:

„Das von ‚mehreren Priestern der Diöcese' redigirte ‚Luxemburger Sonntagsblatt' ist, neben dem ‚Wort' dasjenige Organ unserer Jesuiten (Ausch!), welches in die untern Gesellschaftsclassen zu dringen bestimmt ist, die höchstens den Sonntag auf das Lesen eines politischen Blattes verwenden können. Wir haben schon öfters aus demselben Proben gebracht, welche bewiesen (So?), daß in der Verhetzung des Volkes und in der Beibringung tendenziöser Lügen und Übertreibungen das kleine Sonntagsblättchen dem großen Werktagsblatte wo möglich überlegen ist. Man bekommt einen traurigen Begriff von einer Kirche, deren Minister so maßlos sich geberden und unverschämt der Wahrheit ins Gesicht schlagen dürfen, und bald wird man nicht mehr sagen: er lügt wie das ‚Wort für Wahrheit und Recht', sondern: er lügt wie ‚mehrere Priester der Diöcese'. (Hier laß einen Seufzer fahren, und, wenn Du kannst, noch zwo, wegen der Verkommenheit dieser Priester!).

Wir lassen eine kleine Blumenlese derartiger Kraftstücke folgen, welche wir in der gestrigen Nummer des bischöflichen Blattes (zu viel Ehre; das ‚Sbl.' stände also weit über dem ‚Kaplansblatte') finden.

Von dem Rekrutirungsgesetze redend, das vorige Woche in dem italienischen Senate votirt wurde und das die Aspiranten zum Priesterstande nicht mehr vom Militärdienst dispensirt, sagen die bewußten Priester der Diöcese:

„Während der Debatten, bei denen Minister und Deputirte gleich frechen Buben auf die Kirche und den Papst schimpften, verstieg sich der Unterrichts-Minister Bonghi zu der Erklärung, mit dem Unterrichte werde es nicht besser gehen, bis der Atheismus, d. h. die Gottesläugnung in den Schulen völlig zur Herrschaft gelangt und die Grundlage des Unterrichtes geworden sei."

Welche Sprache im Munde von Geistlichen! Selbstverständlich (Maja!) ist es eine Lüge, was dem italienischen Minister nachgesagt wird; derselbe erklärte sich einfach für paritätische Schulen, deren Schüler, je nach der Confession, den Religionsunterricht in ihren Kirchen erhalten.

Durchaus nicht, liebe „Zeitung", der italienische Minister erklärte sich ganz und gar nicht für paritätische, sondern für atheistische Schulen, so „selbstverständlich" es auch wäre, daß er in Gemäßheit der von ihm beschworenen Verfassung sich nur für katholische Schulen erklärt hätte. Freilich liegt der „Zeitung" wenig an Schwur und Verfassung, und dadurch zeigt sie sich ihres gelobten Landes würdig.

Von Garibaldi (Hut ab!) redend, dessen Antrag auf Canalisirung der Tiber eine günstige Aufnahme gefunden, schreiben die Priester der Diöcese:

„Nach diesem parlamentarischen Siege machte Garibaldi einen Triumphzug nach Belletri, Albano und Porto d'Anzio, wo der alte Narr von seinen Anhängern mit Jubel empfangen und als ein Halbgott verehrt wurde. Unterdessen durchziehen seine früheren Zunftgenossen, die ehrenwerthen Briganten, raubend und mordend ganz Italien".

Na, dann wollen wir in Gottes Namen bekennen, daß es von uns ungalant war, den Freund der ‚Zeitung', Garibaldi, einen alten Narren zu nennen, obschon die ‚Zeitung' auch nicht just galant war, als sie den hl. Vater einen altersschwachen Narren hieß. Wir wollen also lieber sagen, Garibaldi sei ein geisteskranker Kulturkämpfer. Ihm aber die Ehre abzusprechen, einst Brigant gewesen zu sein, das würde Garibaldi selbst nicht dulden; setzt er doch seinen Ruhm darein, früher Räuberhauptmann gewesen und als solcher in den Kirchenstaat eingefallen zu sein. Wollen ihm die Ehrenkränkung melden.

„In einem Artikel über die morgigen luxemburgischen Wahlen wird denn hauptsächlich gegen die Liberalen der „Lux. Ztg" zu Felde gezogen und werden alle die Lügen und Verläumdungen wiederholt, die seit Jahren im „Wort" zu lesen waren, deren Begründung nachzuweisen dieses Blatt aber nimmer im Stande gewesen. Es heißt da u. A.:

„Sind das etwa gute Patrioten, welche wie unsere sogenannten Liberalen der ‚Lux. Ztg" seit Jahren unser Land ohne Unterlaß in den Koth ziehen? welche unser Land unzählige Male bei der preußischen Regierung verläumdet haben, um dieselbe zur Annexion unseres Ländchens zu bewegen? welche uns die deutsche Betriebs-Commission auf den Hals geladen und deren Angriffe auf unsere Unabhängigkeit gelobt und gepriesen? welche die Reglemente dieser ausländischen Gesellschaft über unsere Gesetze erhoben? welche die von dem ganzen Lande verlangte Prinz-Heinrich-Bahn bis auf's Blut bekämpft? welche offen erklärt, sie verachte unsere Regierung und unsere Kammer, welche die Beschimpfungen unseres Prinzen-Statthalters beschönigten? welche unser Volk der politischen Bornirtheit und der Dummheit bezüchtigen? welche mit Händen und Füßen dahin arbeiten, uns preußisch zu machen, so sehr sie sich auch bemühen, das abzuläugnen? Sind das Patrioten? Preußische Patrioten wohl, aber keine Luxemburgische . . ."

„Nein, das sind keine Patrioten und Katholiken, sondern sie sind, wozu sie schon öffentlich und feierlich vor dem ganzen Lande erklärt wurden, Verräther! Und Verräther, Verräther an unserem Vaterlande, Verräther an unserm Glauben sollten in unserer Kammer sitzen, sollten unsere Gesetzgeber werden? Nimmermehr."

Schamloser hat wohl Münchhausen (Hau' ihm, Lukas!) nie gelogen, als diese Gesalbten des Herrn es zu thun sich erdreisten."

Wir haben ja von der Zeitung gar nicht gefordert, daß sie obiges, freilich recht unangenehmes Sündenregister unterschreiben möge. Das wäre von einer so verstockten alten Sünderin gar zu viel verlangt. Aber wahr ist das Register bis in die kleinsten Details, und die Beweise dafür sind schon so oft erbracht worden, daß die Spatzen sie von den Dächern herabrufen.

Das Blatt hat ferner eine stehende Rubrik über die „Bismarkianische Christenverfolgung" (Bitte zu notiren, Herr Bismark).

Über die bedauerlichen Vorfälle gelegentlich der Prozessionen in Belgien werden die haarsträubendsten Dinge gegen die Liberalen ausgesagt. Wir lesen hier:

„. . . Das sind kurz die Ereignisse des 23. Mai, der ein Tag der Schande für Brüssel und für den belgischen Liberalismus bleiben wird. Das fühlen auch die Liberalen und darum bedauern auch ihre Blätter mit heuchlerischen Augenverdrehen diese Excesse. Aber sie sind es selbst, die sie vollführt. — Und das soll wohl der Umstand bedeuten, daß man Deutsche gesehen, die während des Gewühles Geld unter die Angreifer vertheilten?"

„Antwerpen, 3. Juni. Heute haben die Athenäumsschüler eine Wegzehrungs-Prozession angegriffen. Näheres schriftlich."

Wer die Deutschen gesehen, die Geld unter die Angreifer in Brüssel austheilten, wird natürlich nicht gesagt. Unsere Landbevölkerung aber wird nicht an der Wahrhaftigkeit „mehrerer Priester der Diöcese" zweifeln.

Gesehen haben diese Deutschen die Berichterstatter der katholischen Zeitungen von Brüssel, denen zu mißtrauen wir bislang noch keinen Grund hatten. Wir sind übrigens in der Lage, der „Zeitung" überdies mitzutheilen, daß unter den wenigen wegen Angriffs auf die Brüsseler Prozession Verurtheilten sich ein Deutscher befindet.

Daß in Antwerpen der Wind verschiedene Kerzen, die außerhalb des Fensters ausgestellt waren, ausblies, und daß dann eine Megäre (graciös!) die Schüler des Athenäums der Missethat des Windes beschuldigte, worauf die katholischen Stockschläger Scandal machten — das werden die Leser des ‚Sonntagsblattes' nimmer erfahren.

Ja doch, noch in der heutigen Nummer werden unsere Leser von den Heldenthaten des „culturkämpferischen" Windes von Antwerpen Ausführlicheres erfahren, als die kurze, aus einem belgischen Blatte abgedruckte Depesche mittheilte.

Zum Schluß und als Bouquet noch eine „politische Nachricht":

„Bismark ist ärgerlich darüber, daß der Kaiser von Rußland mit seinem Kanzler bei seinem Besuche in Berlin die preußischen Kriegsgelüste durch sein ernstes Wort erstickt hat. Um seinen Zorn auszulassen hat er das Berliner Pressebüro, das alle Reptilienblätter mit regierungsfreundlichen Artikel speiste, aufgelöst, weil zu kräftig in die Kriegstrompete gestoßen und so sein Spiel verdorben hat. Seither bringt auch unsere ‚Luxemburger Zeitung' keine Briefe aus Berlin mehr."

Das ist's eben, was die „Zeitung" biß. Aber was können wir dafür, daß die Artikel ausblieben? Tröste dich, liebe Muhme, die Waschzettel werden bald wiederkommen, denn Fürst Bismarck hatte wieder Gnade walten lassen.

War das nun nicht ‚Erheiterndes'."

Konnte das alles genügen, so ätzend es auch manchmal hatte wirken und so bitter es auch Manchen hatte schmecken müssen, um in knapp vier Jahren der öffentlichen Meinung den Eindruck zu vermitteln, Dr. Johann Baptist Fallize verkörpere so etwas wie einen Erzfeind des Volkes? An ihm dürfe sich wiederholen, was an Dr. Eduard Michelis halbwegs gelungen war? Womöglich mithilfe der aufständisch

gemachten Hausmächte der Diözese, denen der unermüdliche Kämpfer zum Dorn im Fleische geworden sei?

Nun, dieser rast- und ruhlose Kämpfer bosselte an Plänen, die den verantwortlichen Autoritäten so unheimlich in ihrer Vielfalt und so gefährlich in ihren Forderungen erschienen, daß sie nicht allzu lange zögerten und auf eine lang zuvor geäußerte Bitte zurückgriffen, um dem Stürmer etwas Stille auf den Öslinger Höhen, etwas kontemplatives auf Kosten seines aktiven Lebens zu empfehlen und seinen Eifer für das Gute auf die Seelsorge abzulenken: am 3. September 1876 ernannten sie ihn zum Pfarrherrn im Kischpelt. Pintsch wurde nun sein Hauptquartier.

Die Herren in der Hauptstadt hatten wahrhaftig die eigentliche Beschaffenheit des Geistlichen verkannt. Gegen die Fallize'schen Aktionsstürme kamen Wilwerwiltzer Winde nicht auf. Körperlich werkte der Pfarrherr an der Clerf, aber geistig setzte er seine publizistischen Erobererläufe an der Petrus fort. Sein religiös-informatorisch-politisches „Sonntagsblatt" erschien forsch und bieder wie zuvor, der Müllendorff'sche „Haus-Kalender" wurde 1872 durch den Fallize'schen „Luxemburger Marienkalender" ersetzt, und 1880 gab der stärkst drängende und nicht stets erhörte „Wort"-Korrespondent dem „Luxemburger Sonntagsblatt" ein durch und durch politisiertes „Luxemburger Volksblatt" bei, das er allerdings zwei Jahre später als selbständige Halbwochenzeitung vom „Sonntagsblatte" Abstand nehmen ließ. Trugen in den verschiedenen Publikationen auch nicht alle Beiträge seine Signatur, so empfand doch Jedermann die gesamte Zeitungsatmosphäre als von seines Wesens Hauch durchwirkt. Nicht immer freilich war er auf Originalbeiträge aus; fremde Werke konnte er ohne Skrupel ausplündern, so wie er auch, auf der besseren Wirkensseite, ein erstaunlich guter Freund einheimischer Schriftsteller, von N. Bellwald und A. H. Reuland über Amalia Struman-Picard und J. Kieffer zu Theodor Decker, Johann Kohn und andern, zu

sein vermochte. Bekundeten die hauptstädtischen Verlagshäuser (was einen großen Namen für kleine Gelegenheitsbetriebe darstellte) Angst vor seinen Druck- und Schreibeabenteuern, so stand er gar nicht an, das Risiko des Selbstverlages zu übernehmen, für sein „Luxemburger Sonntagsblatt" nicht weniger als für seine „Luxemburger Volksbibliothek" und seinen „Luxemburger Marienkalender".

Dem Mann der Feder, der das „Puff wider Puff" zur Leitregel seiner Redigiertätigkeit erhoben hatte, konnten intelligente Argumente, so blendend sie auch erscheinen und so mörderisch sie auch im Texte gefaßt worden sein mochten, nicht das allermindeste anhaben. Verwundbar wurde er, auch innerlich, wenn die Weltanschauungsfeinde das Gebiet des journalistisch ehrlichen Debattierens verließen, um das feine Schriftrecht zum üblen Faustrecht ausarten zu lassen. Dr. Johann Baptist Fallize, der dem letzten Winkelluxemburger sein Buen Retiro im Kischpelt so bekannt gemacht hatte, daß Einer sich nicht scheute, auszurufen: „Pintsch, Pintsch und ewig Pintsch, — es liegt mir im Magen", wurde zum Sollopfer zweier Strauchrittertaten. Das sehr lebendige Objekt der geplanten Überfälle gab eigenhändig im „Sonntagsblatt" die Darstellung der Vorgänge, die erste in der achtundvierzigsten Nummer des siebenten Jahrganges unter dem Titel: „Redakteurfreuden":

„Als wir vor einem Jahre den Kampf mit der ‚Indépendance luxembourgeoise" aufnahmen, verhehlten wir uns keineswegs die Bitterkeiten, die uns daraus erwachsen würden. Dieses Blatt hatte es verstanden, unter dem Deckmantel eines gemäßigten Liberalismus und einer strengen Unparteilichkeit die Kirche, ihre Glaubens- und Sittenlehre und ihre Rechte zu bekämpfen und selbst dann meuchlerische Streiche gegen sie zu führen, wenn es die Vertheidigung ihrer Rechte und ihrer Diener zu übernehmen schien. Da es die Heuchelei meisterhaft verstand, so gelang es ihm, Viele und auch uns persönlich zu täuschen, indem man glaubte, nur Mangel an dem rechten Verständnis zu der Kirche sei Schuld an seinen Abirrungen, und sich der Hoffnung hingab, mit der Zeit werde es schon in das rechte Geleis einlenken.

Diese Hoffnung ward aber bitter getäuscht, denn von Tag zu Tag wurden die Angriffe auf die Kirche und ihre Einrichtungen häufiger

und böswilliger, die christliche Moral ward immer mit Füßen getreten, so daß wir die Überzeugung gewannen, die ‚Indépendance' sei einfach ein Organ des modernen, kirchenfeindlichen Liberalismus, und zwar ein um so gefährlicheres Organ, als es seine Angriffe unter dem Schein der Mäßigung und der Rechtlichkeit ausführte. Wir beschlossen daher, unser Möglichstes zu thun, um ihr die Maske abzureißen und sie zu zwingen, ihre Farbe offen zu bekennen, da wir wußten, daß ein erklärter Feind weit unschädlicher ist, als ein verkappter Gegner.

Wir begannen den Kampf im ‚Lux. Wort' gelegentlich eines schändlichen Theaterstückes, das die ‚Indépendance' über alle Maaßen anpries[2]. Wir bewiesen, daß die ‚Indépendance' eine Feindin der christlichen Lehre und Moral und eine Anbeterin der Staatsgottheit sei, und legten offen dar, daß dieses Blatt nicht ohne große Gefahr für den Glauben und die Sitten gelesen werden könne.

Was wir erwartet hatten, trat ein. Die ‚Indépendance' begnügte sich nicht damit, uns persönlich auf eine Art zu beschimpfen, zu verleumden und mit Koth zu bewerfen, wie es noch nie in unserm Lande ein katholischer Priester erfahren; sie stieß auch in ihrer blinden Wuth ihre antikatholischen Grundsätze offen hervor, sie warf die gleißnerische Maske ab und ward zu einer erklärten ‚Kulturkämpferin': wir hatten sie in die Ecke gedrückt, wie ein ihr ganz nah stehender Herr sich ausdrückte. Sie begnügte sich nicht damit, uns zu zerzausen, sondern sie fiel mit wahrer Raserei her über die achtungswerthesten Priester, über den Statthalter Christi selbst, sprach der Kirche ihre heiligsten Rechte ab, suchte ihr die Schule abzuringen, klagte die Priester der Tyrannei und der Herrschsucht an, erklärte, in einem Worte, der Kirche förmlich den Krieg.

Wir persönlich hatten einen schweren Stand, denn nicht nur warfen die „Indépendance" und die mit ihr verschwägerten Blätter, die „Lux. Ztg" und die „Wäschfra", ihren Koth gegen uns, sondern auch einige Gesinnungsgenossen klagten uns der Unklugheit und der Hitzigkeit an. Wir harrten geduldig aus und ließen Alles über uns ergeben in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Und diese kamen. Wir fanden Hülfe, die „Indépendance" sah sich bald vor geschlossenen Reihen, während ihr eigener Anhang immer mehr zusammenschmolz.

Dafür ward uns aber unversöhnliche Rache geschworen. Die „Indépendance" hatte uns schon mit Ohrfeigen bedroht, und wir zwei-

[2] Daß Fallize ein außerordentlich scharfer Beurteiler literarischer Werke sein konnte, hatte er bereits an der Aufführung des Augier'schen Schauspiels „Madame Caverlet" bewiesen. Die Verulkung der Joris'schen Operette „Gewëssensbëss" stellte sonder Zweifel ein Kabinettstückchen theaterkritischer Untersuchung dar; das verspottete Element hinter grundsätzlichen Erörterungen hatte er aus der Anhäufung sinnloser und unsinniger Zitate bezogen. Das mußte heiterkeiterweckend und als für den Autor doppelt schmerzlich gewirkt haben.

felten nicht an der Ernsthaftigkeit dieser Drohung, ohne uns jedoch dadurch irgendwie beirren zu lassen. Keine Woche verging, ohne daß die „Indépendance" und ihre würdigen Verbündeten uns persönlich beschimpften. Als der hochwürdigste Herr Bischof uns auf unser mehrjähriges Bitten in die Seelsorge versetzte, wurden Verleumdungen jeder Art unter unsere Pfarrkinder verbreitet, freilich um nach einigen Wochen auf immer zu verschwinden, Schmähbriefe und beleidigende Zeichnungen folgten uns, und die genannten Blätter häuften Schimpf auf Schimpf.

Das reichte noch nicht hin, wir mußten die gröbste Beleidigung erfahren, die einen Mann von Ehrgefühl, einen Priester, einen Seelsorger treffen kann.

Vorigen Sonntag, den 19. November, trafen mit dem Luxemburger Zuge gegen 9 Uhr auf dem Bahnhofe von Wilwerwiltz zwei städtisch gekleidete Männer ein und kamen eilends nach Pintsch, das von der Station nur etwa 10 Minuten entfernt ist. Hier erkundigten sie sich sofort nach dem Pfarrhause und dem nächsten Wirthshause, traten in das Wirthshaus und fragten dort, wie ihr Pfarrer heiße, ob er schon alt sei, ob er Kapläne habe, wie sie am Sonntag die Messen vertheilten, u.s.w. Als sie erfuhren, daß der Pfarrer die Frühmesse in dem nahen Lellingen und dann das Hochamt zu Pintsch halte, eilten sie auf den Weg von Lellingen, um dort unsere Rückkehr zu erwarten. Wir waren aber schon früher zurückgekehrt und trafen nicht auf sie.

Um 10 Uhr nun wollten wir uns mit einem unserer Herren Kapläne aus dem Pfarrhause nach der fast anstoßenden Pfarrkirche begeben, um das Hochamt zu halten. Da trat uns vor dem Eingange des Kirchhofes, wo viele Pfarrangehörigen auf den Beginn des Gottesdienstes warteten, einer der beiden Männer entgegen und fragte:

„Sie sind wohl der Herr Pfarrer Fallize?"

„Zu dienen", erwiderten wir.

„Dann habe ich mit Ihnen noch eine Rechnung wegen meines verstorbenen Neffen zu regeln, den Sie in Ihren Schriften beschimpft haben", fuhr er mit zitternder Stimme fort. Bevor wir antworten konnten, spie er uns ins Gesicht und rief: „Das ist Ihr Lohn dafür."

Mit der größten Ruhe fragten wir ihn: „Wer sind Sie?"

„Ich bin Joris aus Ettelbrück, der Bruder des Joris von Luxemburg."

„Jedenfalls, erwiderten wir, sind Sie ein elendes Subject. Nun, solche Beleidigungen kann ich verzeihen."

„Ich aber nicht", rief er. „Nun mögen Sie gegen mich machen, was Sie wollen, mir liegt daran nichts; ich habe meinen Neffen gerächt, den Sie insultirt hatten."

Wir wandten uns zur Kirche und baten im Abgehen die Umstehenden, die Anstalten machten, den Beleidiger ihres Pfarrers handgreiflich zurechtzuweisen, sie möchten ihn gehen lassen. Dann hielten wir das Hochamt. Während der Predigt glaubten wir die Beiden am Eingange der Kirche stehen zu sehen. Nach der Predigt verließen sie die Kirche und gingen nach Wilwerwiltz zurück, um gegen 11 Uhr mit dem Zuge wieder abzufahren. Während sie in einem dortigen Wirthshause den Zug erwarteten, prahlten sie, wie man uns mittheilt, mit ihrer Heldenthat, legten ihre Revolver auf den Tisch und sagten, wenn sie uns auf dem Wege von Lellingen getroffen hätten oder wenn wir den, der uns angespien, nur angerührt hätten, würden sie uns erschossen haben.

Die Aufregung und die Entrüstung, die dieser Frevel in unserer Pfarrei hervorgerufen, sind unbeschreiblich. Wie wir nachher erfuhren, hielten viele unserer Pfarrangehörigen während der folgenden Nacht Wache, damit uns kein Leid angetan werde.

Was uns persönlich betrifft, so rechnen wir es uns zur Ehre an, wie unser göttlicher Meister um der Wahrheit willen beschimpft und angespien zu werden, und werden wir nach wie vor ohne Zaudern treu die Pflichten des katholischen Priesters und Schriftstellers erfüllen, müßten wir auch die Wahrheit mit unserm Blute besiegeln.

Damit nun unsere Leser in den Stand gesetzt seien, zu beurtheilen, ob wir in der That den Sohn des Herrn Joris beleidigt haben, wollen sie in der Ausgabe für das Großherzogthum die letzte Seite der Nummern 33 und 35 lesen. Denn in jenen Zeilen soll der ‚Indépendance' zufolge die Beschimpfung vorkommen. Scharfe Wahrheiten haben wir schon der ‚Indépendance' gesagt, und vielleicht noch schärfere werden wir ihr sagen, aber Todte lassen wir ruhen; wir haben genug mit den Lebendigen zu thun."

und die zweite in der dritten Nummer des neunten Jahrgangs unter der Kennmarke: „Ein Neujahrsbesuch"[3]:

[3] Der in diesen Berichten erwähnte Joris aus Luxemburg hatte als Jean Joris drei verschiedene Zeitungen ins Leben gerufen: „L'Union" (von 1865 bis 1868), „L'Avenir" (von 1868 bis 1871) und „L'Indépendance luxembourgeoise", die er von 1871 bis zu seinem Tode, am 3. November 1893, geleitet hatte. Der am 5. April 1828 in Autel geborene Oberprimärlehrer (Ettelbrück), hatte sich zuerst einen Namen als Herausgeber französischer Lehrbücher gemacht, bevor er politische Publikationen über die Minen-, die Schul- und die Eisenbahnfragen, ein historisches Werk über Wilhelm II., eine „komische Oper": „Gewëssensbëss" und „Une page d'histoire du Grand-Duché de Luxembourg 1867-1872" zu verfassen unternahm. Er ist wohl die beste Illustration des noch zu schreibenden Kapitels über „luxemburgische Lehrer als Pressemänner".

„Wie es scheint, haben wir nicht mehr mit Journalisten, sondern mit Strauchmördern zu thun. Kaum ist ein Jahr vergangen, seit ein Gassenjunge unter dem Vorwande irgend einer eingebildeten literarischen Beleidigung uns die gemeinste öffentliche Beschimpfung anthat, und schon hat sich ein würdiger Nachahmer jener Heldenthat gefunden. Am 4. Januar erschien in unserer Pfarrwohnung zu Pintsch ein baumstarker, mit der höchsten Eleganz gekleideter und sogar mit einem Ordensbändchen ausgezeichneter Herr, der sich auf seiner Visitenkarte J. S. aus Brüssel nennt, um durch persönliche Mißhandlung Rache an uns zu nehmen für Beleidigungen, die wir im ‚Luxemburger Sonntagsblatt' einem gewissen Journalisten von Luxemburg zugefügt hätten. Er kam von Luxemburg, wo er die verflossene Nacht in Gesellschaft jenes Journalisten zugebracht zu haben behauptete, erklärte jedoch, er sei eigens von Brüssel gekommen, um jenes Heldenstück an uns zu vollführen. Freilich mußte er unbefriedigt von hinnen ziehen, indem wir zur Stunde seines Besuches etwa 10 Meilen weit von Pintsch eben die hl. Messe lasen. Er wird sich also ein zweites Mal zu uns bemühen müssen, es sei denn, daß man es zu luxuriös fände, nochmals einen Herrn aus Brüssel, der noch dazu in erster Klasse reist, mit dem Rächeramte zu beauftragen, während der erste beste Sackträger, vorausgesetzt, daß sich unter ihnen ein so elendes Individuum fände, das Geschäftchen mit wenigstens gleicher Gewandtheit besorgen könnte.

Diese Kreuzzüge nach Pintsch können wohl keinen andern Zweck haben, als uns einzuschüchtern und zum Niederlegen der Feder zu bewegen. Da dürfen denn unsere Gegner überzeugt sein, daß die Ängstlichkeit nicht gerade unsere schwache Seite ist, und daß wir nicht schweigen werden, mag auch kommen, was da will. Es gibt nur ein Mittel, uns zum Schweigen zu bringen; wollen sie das anwenden, nun, wir sind zu jeder Stunde bereit; wer aber das Mittel versuchen will, der halte sich ebenfalls bereit, denn wie Hühnchen lassen wir uns nicht rupfen."

Andere, ebenso ungern gesehene Besucher stellten sich ein und stellten sich vor als Beauftragte jener Instanzen, welche von den Auch- und Nebenbeijournalisten immer dann bemüht werden, wenn sie, am Ende ihres Widerlegungslateins, zum „Kadi" ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Tribunäle riefen den Pintscher zweimal vor ihre Schranken, die sie ihm dann ohne weiteres, so im Aktenumdrehen, in Gefängnisgitter umzuwandeln wußten. Vierzehn Tage „gründ"licher Erholung, das war ihr letztes Diktum, ohne auch ihr allerletztes Diktat zu sein; dieses kam später, verminderte die Haft auf drei Tage und ließ diese, bis auf die Minute genau, auch absitzen.

Inzwischen hatte Dr. Johann Baptist Fallize den Hauptakzent seines Einsatzes erneut verlagert. Da er von der Politik gepackt und von den öffentlichen Rededuellen fasziniert war, wie kein Anderer, hatte er für die Kammerwahlen des Jahres 1881 seine Kandidatur aufgestellt, war prompt als Erster aus den Clerfer Urnen gestiegen, ohne allzu große Offensivanstrengungen über das Handicap der verschobenen Validation hinweggekommen, doch mit Vehemenz in der Ständearena aufgetreten, nachdem der landeinlandaushallende Bankkrach den Konfrater Breisdorff auf die Tribüne gerufen hatte. Und diese Tribüne machte er zum Tribunal und sich selbst zum Justitiarius:

„Die Verantwortlichkeit des Staates erreicht aber dadurch den höchsten Grad, daß direct durch sein Verschulden der Krach herbeigeführt wurde. Der Staat hatte gesetzlich das Recht und die Pflicht, durch seine Regierung und den Regierungs-Commissar zu jeder Zeit von dem Stande der Bank Kenntnis zu nehmen, alle ihre Operationen zu überwachen und gefährliche Operationen zu verhindern, und gerade diese Bestimmung des Gesetzes und der Statuten berechtigten das Publicum zu dem verhängnisvollen Vertrauen, das es der Bank schenkte. Der Staat vernachlässigte diese heilige Pflicht, bei deren Erfüllung die Katastrophe völlig unmöglich gewesen wäre. Schon vor Monaten gingen verdächtige Gerüchte um, welche kluge Geschäftsleute bewogen, ihre Interessen in Sicherheit zu bringen. Die Minister und ihr Commissar sahen und hörten nichts oder wenn sie etwas merkten, thaten sie wenigstens nicht, was denn ein Verbrechen gewesen wäre. Vierzehn Tage vor dem Falle der Bank mehrten sich die Gerüchte; mehrere Bankhäuser warnten ihre Geschäftsfreunde; einzelne unserer Mitbürger versilberten ihre Banknoten und zogen ihre Depots zurück; fast alle Geschäftsleute, die höhere Verbindungen hatten, stellten sich sicher. Aber die Minister und ihr Commissar schliefen noch auf beiden Ohren, d. h. nein, sie träumten, es dürfte wohl ein dunkles Wölkchen im Anzuge begriffen sein mögen, und überlegten, ob es nicht angemessener erscheinen dürfte, wenigstens einmal die Sache zu untersuchen. Die Zeit verstrich: die Noten der Bank flossen in Strömen aus den Staatskassen in die Hände der Beamten und Privaten, und das bis eine Stunde vor dem Ausbruche der Katastrophe. Handel und Wandel blühten wie nie zuvor: der arme Mann verkauft seine einzige Kuh und streicht froh seine Banknoten ein; der Handelsmann ist freudig erstaunt, daß ihm sein schon so lange vergeblich gefordertes Guthaben jetzt so willig in prächtigen Banknoten ausgezahlt wird; der Bauer erhält sein Lohgeld, das er für Michelstag so nothwendig hat; die Fabrikarbeiter, die Taglöhner stecken schmunzelnd ihren sauer verdienten Lohn in Bankscheinen ein und freuen sich, daß die alte Schuld beim Bäcker nun getilgt werden kann. Unterdessen jagen unsere

Minister die Hasen und Rebhühner in Schrecken. — Da bricht das Gewitter los: die Regierung erwacht, schließt sofort ihre Staatskassen, damit das von ihnen eben ausgegebene Schwindel-Geld nicht mehr zurückfließe. Wie ein Lauffeuer fliegt die Nachricht durch das Land: ‚Die Nationalbank hat Bankerott gemacht, ihre Bankscheine sind werthlos'. Man will es anfangs nicht glauben, ‚die Regierung wacht ja'. Aber es ist nur zu wahr. Alles rennt durcheinander, um der Banknoten los zu werden; der Spitzbube bezahlt noch eiligst den ahnungslosen Gläubiger oder wechselt sein Geld beim Freunde aus. Die arme Witwe weint, weil für ihre letzte Banknote kein Brot mehr zu haben ist; der Bauer rauft sich die Haare aus beim Anblick seines Lohgeldes; der Arbeiter verflucht die Regierung und ballt die Faust. Wären dieser Tage alle eingesteckt worden, die gewisse Männer Schwindler und Diebe genannt haben, alle Gefängnisse des Landes wären zu klein gewesen. — Doch die Regierung that ihre Pflicht, sie ließ die Bank fallit erklären, ließ den Director verhaften und den Präsidenten überwachen und schickte den Hrn. Regierungscommissar sich amusiren, damit er sich von dem Schrecken erhole, während Klagen das Land erfüllen. — So kam die Katastrophe, herbeigeführt durch die Fahrlässigkeit des Staates.

Der Staat also ist Mitschuldiger an dem Unglück, also muß er auch dafür haften."

Für die Geschäftsführung des Großherzogtums hielt er kein Lob parat, im Gegenteil:

„Freilich haben mehrere unserer Minister Besseres zu thun: die Jagd, die Vergnügungstouren, zu denen der Staat noch die Reisekosten zahlt, und andere nobeln Beschäftigungen lassen den hohen Herren keine Zeit für die Besorgung ihrer Amtsgeschäfte. Schon die Unterzeichnung der von Andern entworfenen Beschlüsse erschöpft die ihnen übrige Kraft.

Das Beispiel dieser Minister wird von den Chefs der meisten Verwaltungen gehorsamst nachgeahmt. Kaum sieht ihre Amtsstube sie eine oder zwei Stunden den Tag, wo sie eine Cigarre rauchen, ihre Unterbeamten etwas abkanzeln, ihre Unterschriften hergeben und dann spurlos verschwinden. Die übrige Zeit gehört der Unterhaltung und der Gemüthlichkeit . . ."

Und seinen Fuß-Stellern beim Eintritt ins Parlament, die aus einem bischöflichen Hirtenschreiben den Grund zu ihrer Tat heraus hatten lesen wollen, rief er zu:

„Zunächst habe nicht ich, sondern der Bischof den Hirtenbrief erlassen. Sollte nun, was ich schon als falsch bewiesen habe, durch diesen Hirtenbrief ein ungesetzlicher Druck ausgeübt worden sein, dann wende man sich an den Bischof, lasse aber mich in Ruhe. Bei mir kommt

nur die Frage, was das Gesetz über die Wählbarkeit bestimmt: Bin ich Luxemburger? — Ja. — Bin ich im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte? — Ja. — Bin ich 25 Jahre alt? — Sogar 36. — Habe ich meinen Wohnsitz im Großherzogthum? — Ja. — Bin ich von keiner der Bestimmungen des Art. 10 des Wahlgesetzes berührt? — Nein. — Also bin ich gewählt, denn ich habe auch die erforderte Stimmenzahl erhalten und alle anderen Bedingungen, die das Wahlgesetz für die Gültigkeit der Wahl vorschreibt, sind erfüllt worden. Hat ein Dritter gelegentlich meiner Wahl etwas Ungesetzliches begangen, dann ziehen Sie ihn zur Rechenschaft, mich und meine Wahl berührt das nicht.

Oder glauben Sie etwa, es reiche für die Gültigkeit einer Wahl nicht hin, daß die Bedingungen des Wahlgesetzes erfüllt seien, es sei auch nothwendig, daß der Gewählte allen Mitgliedern der Kammer genehm sei — denn es will fast scheinen, als seien unser geistliches Kleid und unser persönlicher Character Schuld an den Scrupeln, die unsere Wahl geweckt? — Dann, meine Herren, machen Sie ein Wahlgesetz, welches lautet wie folgt: ‚Die Wähler haben der Kammer ihre Candidaten vorzuschlagen; diese mache aus diesen Candidaten jene zu Deputirten, die ihr gefallen'. Das wäre ja viel einfacher und wahrheitsgetreuer."

Sein Vorschlag, als Amtssprache mehr das Deutsche als das Französische zu bevorzugen, war ein Kuriosum seiner Art, dem er später im „Luxemburger Wort" Hausgesetzesrechte zugestehen sollte. Im Parlamente mußte er mit Schutz- und Trutzworten operieren, um die Widersacher zum Schweigen zu bringen:

„Als ich gestern den Wunsch aussprach, die Regierung möchte dahin wirken, daß man vor Gericht die Sprache der Parteien, nämlich die deutsche Sprache, mehr berücksichtige, da hatte ich einfach den Zweck, einen Mißstand zu entfernen, der unserer Gerechtigkeitspflege anhaftet. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich durch die Besprechung dieser Frage das Vaterland in Gefahr bringen würde. Wäre ich in die Tiefen der königlich-großherzoglichen Politik und Diplomatie eingeweiht gewesen, wie der Hr. Staatsminister, dann hätte ich gewiß Patriotismus genug gehabt, um zu schweigen. Wie aber kein Schatten ohne Licht sein kann, so hat auch mein Fehler das Gute, daß wir uns überzeugen konnten, mit welcher Sachkenntnis und welchem Eifer unsere Regierung über die Unabhängigkeit des Landes wacht. Nur erlaube ich mir, zu erinnern, daß dieser Eifer hier etwas blind war, und daß blinder Eifer nur schadet. Wenn mein ausgesprochener Wunsch geeignet war, den Leu zu wecken, der das Land bedroht, genügte da nicht der leise Wink, den Hr. Gen.-Dir. Eyschen mir gab, um mich zum Schweigen zu bringen? War es da räthlich, mit der ganzen Wucht sittlicher Entrüstung Allarm zu schlagen, wie es der Hr. Staatsminister gethan, und so die Großmächte in Aufregung zu bringen? Hätte ich also gefehlt, dann hätte Hr. Staatsminister doppelt gefehlt.

Doch er mag sich trösten: die Gefahr ist nicht so groß. Meint der Hr. Staatsminister denn wirklich, man wüßte in Berlin und Paris nicht, daß die Muttersprache des Luxemburgers die deutsche Sprache ist? Und überlegt er nicht, daß, wenn Fürst Bismarck einmal gesagt hat, er wolle uns nicht, weil wir halbe Franzosen seien, er auch einmal sagen könnte, er wolle uns, weil wir ja schon halbe Deutsche seien, während ein ander Mal Frankreich sagen könnte, es wolle uns, weil wir halbe Franzosen seien? Das Fledermaus-Spielen ist eben ein sehr gefährliches Ding, und wenn es einmal nutzt, kann es zweimal schaden. Sagen wir also nicht, wir seien halb deutsch, halb französisch, sondern wir seien luxemburgisch, d. h. ein Volk mit deutscher Muttersprache, aber mit ganz eigenem Character, der macht, daß wir weder zu Deutschland, noch zu Frankreich hinneigen, sondern bleiben wollen, was wir sind: freie, unabhängige Luxemburger, die gegen alle ihre Nachbarn treu ihre Pflicht erfüllen und darum auch erwarten, daß die Nachbarn sie in Ruhe lassen und sich in ihren kleinen Haushalt nicht mischen."

Seine Aktivität als Abgeordneter war nicht weniger überbordend, als seine editorische, und sein Schicksal auf dieser höchsten Ebene demjenigen gleich, welches ihm auf dem Presseniveau zuteil geworden war. Batty Weber stellte das in einem Aufsatze über den „Kammerbericht" nicht übel, trotz etlichen Übertreibungen, folgendermaßen dar:

„Man würde auch wahrscheinlich fehl gehen, wenn man Herrn Breisdorff für den Alleinschuldigen oder für den Hauptschuldigen hielte. Der Redakteur, der den Zorn seiner Kollegen am meisten herausforderte, war Herr Fallize, der Herausgeber des ‚Luxemburger Sonntagsblättchens', der streitbare Kalendermann und Vertreter des Kantons Clerf. Die Liebenswürdigkeiten, die diesem Mann Gottes wegen seiner journalistischen Tätigkeit in der Kammer an den Schädel flogen, ließen an Deftigkeit nichts zu wünschen übrig und sind seither, wenn an Zahl, so doch kaum an intrinsischer Kraft von dem Schimpflexikon der heutigen Kammer übertroffen worden. Gegen dieses Sonntagsblättchen, das bis in die kleinsten Dörfer hinein von den Kammerverhandlungen ein klerikales Zerrbild verbreitete, war hauptsächlich der Unwille gerichtet, der schließlich zur Schaffung des Analytischen führte."

Dem „Abreißkalendermann" der „Luxemburger Zeitung" war dabei das Mißgeschick passiert, daß er „Sonntagsblättchen" nannte, was längst als „Sonntagsblatt" zehntausend Bezieher gewonnen hatte, und das „Luxemburger Volksblatt" ignorierte, obschon es den Fallize'schen Parolen einen landbreiten und grenzweiten Widerhall zu sichern wußte. Zwei

Monate nach seinem ersten Auftreten in der Kammer versuchte dieser verulkte Fallize, eine Bilanz zu ziehen, die nicht von allen Kollegen begrüßt und gutgeheißen werden konnte. „Zur Lage" sagte er nämlich dieses aus:

„Wir haben nun die Kammer seit zwei Monaten am Werk gesehen und dürfen uns schon ein Urtheil erlauben über die Grundsätze, von denen sie sich leiten läßt. Wenn wir das Wort ‚Grundsätze' gebrauchen, so haben wir eigentlich Unrecht, denn das eben scheint sich aus allen Verhandlungen zu ergeben, daß Grundsätze gar nicht, oder doch nur in unmerklichem Maße vorhanden sind. Das zu beweisen, ist leider nur zu leicht. Der große Bankkrach war doch gewiß geeignet, selbst einem Blinden die Augen zu öffnen über dem Abgrunde, den die Kopflosigkeit unserer regierenden Faktoren das arme Land entgegenführt, und über die unqualifizirbaren Zustände, wie sie sich in vielen unserer Verwaltungen vorfinden. So groß auch das Unglück war, so wären diese ungeheuren Verluste reichlich aufgewogen worden durch den heilsamen Wechsel in der Verwaltung des Landes, den herbeizuführen es geeignet schien. Aber es kam anders, und so haben wir den neuen Schaden neben den vielen alten Schäden zu tragen. Das Land rief nach einem Regierungswechsel; es rief nach Männern, die seine vielen eiternden Wunden heilen sollten; es rief so laut, daß, als in der außerordentlichen Kammersitzung einige Deputirten der Regierung ihre Thaten vor Augen hielten, auch nicht ein alter Freund der Regierung es für angemessen fand, ein Wort zur Vertheidigung der Angegriffenen zu sagen; es rief so laut, daß sein Ruf ausnahmsweise bis zur Regierung selbst ertönte und sie bewog, vom Landesfürsten ihre Demission zu verlangen. Der alte Bann schien auf immer gebrochen. Aber was geschah? Der Landesfürst ward bewogen, die Annahme der Demission zu verschieben; das Ministerium klammerte sich wieder mit beiden Händen an die Ministerfauteuils fest und erschien mit stolzer Stirne wieder vor der Kammer, gleich einem triumphirenden Sieger, der das noch dampfende Schlachtfeld besucht. In jedem andern Lande hätte die Kammer sich vor solcher Anmaßung empört abgewandt und hätte die erste beste Gelegenheit benutzt, einer solchen Regierung ein Mißtrauensvotum zu geben. Aber weit gefehlt. Fest wie Säulen stellten sich die alten Freunde wieder um das Ministerium, und sie fühlten sich reichlich belohnt durch ein huldvolles Lächeln der Erhabenen. Wollte sich eine Stimme des Tadels erheben, dann durchbohrten zornige Blicke den Verwegenen. Als einige Abgeordneten, treu der Stimme ihres Gewissens, sich zum Echo des katholischen Luxemburger Landes machten und das unheilvolle Schulgesetz verurtheilten, wurden sie mit erdrückender Majorität niedergestimmt und wurde das Werk des Ministeriums v. Blochausen bis in den Himmel erhoben. Als dieselben Abgeordneten gleichsam als eine Gnade für ihre heilige Religion begehrten, daß es den Lehrern gestattet werde, wenigstens außerhalb der Schulstunden sich etwas mit dem Katechismus zu beschäftigen, ließ die Kammer sie reden und nahm sie ruhig vom Regierungstische die Antwort hin, das sei und werde nicht gestattet. Dagegen beeilte sich die Kammer

über Hals und Kopf, die Budgetdebatte zu Ende zu bringen und der Regierung bedingungslos die Millionen des Landes zur Verfügung zu stellen, um nach wie vor unserem Haushalte mit seiner erprobten Weisheit vorzustehen. In einem Worte: das Ministerium v. Blochausen steht fester denn je, die Kammer stützt es mehr denn je, und wenn eines von beiden dem andern glaubt Entschuldigungen bieten zu müssen wegen der gestörten Freundschaft, dann ist es nicht das Ministerium, sondern die Kammer. Ein einziger Grundsatz beherrscht die Lage: ‚Betrübe nur die Regierung nicht!'

Woher diese Zustände?"

Ja „woher diese Zustände?":

„So fragten wir neulich, als wir mit wenigen Federstrichen die auffallende Haltung der Kammer gegenüber der Regierung zeichneten.

Diese Haltung ist zunächst eine Frucht der luxemburgischen Gemüthlichkeit. Der Luxemburger will in seiner Ruhe nicht gestört sein; er will sein Schöppchen Grechen und seinen ‚Patt' in fröhlicher Behaglichkeit trinken, und dabei nicht durch politische Aufregung gestört werden, am wenigsten aber durch ernste Gedanken. Mag es auch krachen an allen Ecken und Enden, er hält sich beide Ohren zu, um nur nicht beunruhigt zu werden; man mag auch rings um ihn klagen und jammern, er steckt sich Baumwolle in die Ohren, um die Ruhestörer nicht zu hören; mögen auch die höchsten Güter des Landes, mögen Religion, Freiheit und Vermögen auf dem Spiele stehen, mögen die Nachtwächter auch noch so mächtig nach Hülfe in's Horn stoßen, er hört es nur wie im Traume und knurrt über Störung der öffentlichen Ruhe. — So der Luxemburger überhaupt, so auch sein Vertreter. Er will Frieden haben mit der Regierung, weil ein Krieg, auch der nothwendigste Krieg seine Gemüthlichkeit stören würde.

Diese Haltung ist ferner die Frucht der luxemburgischen Oberflächlichkeit. Der Luxemburger, besonders aber der sogenannte gebildete Luxemburger, ist nichts weniger als Philisoph, und er kann es nicht sein, weil er in seinen Erziehungsanstalten Alles gelernt hat, nur nicht das Denken. Er schaut sich Alles von der Oberfläche an und versteigt sich höchstens einmal so weit, daß er seine Forschungen bis auf die nächst liegenden Ursachen der Wirkungen ausdehnt, die er bedauert. Er bemerkt eine große Fahrlässigkeit bei vielen Beamten seines Landes; er ärgert sich über die Ungeschicktheit oder Nachlässigkeit dieser Beamten, es fällt ihm aber nicht im Traume ein, daß, thäte das Oberhaupt seine Pflicht oder wäre ein anderes Haupt da, die Glieder schon regelrecht funktioniren würden. Er sieht die Zügellosigkeit der Jugend und schimpft weidlich über die Entartung des jungen Geschlechtes; er denkt aber nicht im Entferntesten daran, daß diese Zügellosigkeit daher stammt, weil die Machthaber die erziehenden Faktoren brach gelegt, die entsittlichenden hingegen völlig frei gegeben haben. Er hört die

Klagen aller Gutgesinnten, er hört, wie von allen Seiten gründliche Reformen gefordert werden; das macht ihm Kopfweh, er speit Feuer gegen die unruhigen Köpfe, ahnt aber nicht einmal, daß eben die schreienden Mißstände in der Regierung des Landes jene Klagen und Forderungen hervorgerufen haben. Er selbst ist unzufrieden, er hat überall auszusetzen und fordert Abhilfe; die leitenden Männer zeigen ihm einige winzige Schwierigkeiten, die sie bei vorzunehmenden Reformen zu überwinden hätten, sie versprechen ihm einige halbe Maßregeln, und er ist vollauf zufrieden, denn er hat keine Idee davon, daß, solange die Wurzel nicht ausgerottet ist, das Übel fortwuchern wird. Er hört Jemanden eine Maßregel der Regierung tadeln; er erinnert sich, daß dieser Jemand einmal mit einem Minister ein Hühnchen zu rupfen hatte und mit ihm nicht auf dem besten Fuße steht; da ist sein Urtheil schon gleich fertig; mag der Jemand auch noch so stichhaltige Gründe vorbringen, mag der unläugbare Thatsachen als Beleg anführen; auf die Gründe, auf die Thatsachen wird nicht gesehen; es ist in seinen Augen eine Partei-Geschichte, eine persönliche Sache, und damit basta. — So der Luxemburger überhaupt, so sein Vertreter. Ist nur die Oberfläche glatt, was kümmert ihn das Übrige?

Diese Haltung ist ferner eine Folge der luxemburgischen Charakterlosigkeit. Wir Großherzogliche Luxemburger sind im Allgemeinen Hauptkerle, und Courage haben wir am Leibe für Zehne, namentlich beim Glase Bier. Kommt da was im Lande vor, was nicht recht pück ist, Donner und Doria, was wir dann mit unsern Fäusten die Café-Tische bearbeiten, was wir dann wettern und toben, und wüthen und drohen! Ein Glück, daß dann kein Minister in der Nähe ist, er würde dann lebendigen Leibes aufgespeist und sein Kopf auf dem Kiosk der Place d'armes aufgespiest. Aber da kommt just der Herr Minister von Schaltenheim!

‚Ach, Herr Herkules, sind Sie auch da! Wie schmeckt das Gläschen? Ein köstlicher Gerstensaft, he! Und was macht die Frau Gemahlin? Immer munter? A propos, der Neffe wird bald seine Ernennung erhalten. Sind Sie zufrieden mit dem Subsid für den Weg durch das Fuchsloch? Werden sehen, ob sich noch mehr thun läßt. Jetzt läßt sich nicht mehr machen; die politische Lage ist zu heikel, sie nimmt alle unsere Kräfte in Anspruch; und wer kann wissen, wie das Blatt sich wenden wird?'

‚Danke, danke, Herr Minister! Was aber die politische Lage betrifft, so seien Sie nur ruhig. Lassen Sie die Schreihälse Spektakel machen; alle ruhigen Leute stehen ja zu Ihnen.'

‚Herr Hekules, ich rechne auf Sie und Ihre Freunde!'

‚Wir stehen fest wie Bäume, Herr Minister.'

‚Ich kenne meine Pappenheimer, Herr Herkules.'

So sind wir Luxemburger überhaupt, so auch meist unsere Vertreter.

Nur die Freundschaft nicht gestört, dann ist Alles gut. Wie aber kann es besser werden?"

So schrieb, so redete und so provozierte der „Pintscher". Stets blieb ihm das letzte Wort; wenn das Parlament es ihm verweigerte, so nahm er es in einer seiner Zeitungen und führte es nach Lust und Laune. Wie zwanzig und wie fünfzig andere mußte es ein Norbert Metz verspüren, als er unglücklicherweise einmal Ursache und Wirkung zu seinen Gunsten zu vertauschen unternahm:

„In der Kammersitzung vom 24. Januar behauptete Hr. N. Metz, Hr. Fallize und die Partei, deren Haupt er sei, hätten bei uns den Culturkampf angefangen. Da haben wir wieder einmal die Fabel vom Wolf und vom Lamm. Allerdings hat Hr. Fallize sehr häufig den Kulturkampf unter seine Feder genommen, um ihn zu verscheuchen; allerdings haben Hr. Fallize und seine Gesinnungsgenossen gar oft sich mit dem Kulturkampf beschäftigt, um dem Lande zu zeigen, welch' furchtbare Folgen er nach sich ziehen würde, eine wie schwere Verantwortung Jene auf sich laden, die ihn bei uns eingeführt; allerdings haben sie aus allen Kräften gearbeitet, vor und bei den Wahlen, um den Kulturkampf unmöglich zu machen. Aber heißt das den Kulturkampf anfangen? Mit demselben Rechte könnte man dem Pompier die Schuld des Brandes zu schieben. Ist Hr. Metz im Zweifel darüber, wer den Kulturkampf bei uns eingeführt, so wollen wir ihm diesen Zweifel lösen: Es war Hr. Metz und die Partei, deren Haupt er ist. Um nicht gar zu weit zurückzugreifen, so fragen wir Hrn. Metz, unter wessen Patronat der ‚Courrier' selig die Kirche so schmählich angegriffen und alles Heilige in den Koth gezogen. Der ‚Courrier' war das Organ des Hrn. Metz und seiner Partei, nicht des Hrn. Fallize. Wir fragen weiter, wer die Verantwortung dafür trägt, daß die ‚Luxemburger Zeitung' seit ihrem Bestehen die katholische Kirche wie ein vogelfreies Wild gehetzt, sie verläumdet und begeifert, ihre Rechte geleugnet und bekämpft, ihre Diener verhöhnt und angefeindet, ihre heiligen Gebräuche verspottet, ihre Lehren verdreht und entstellt hat, daß sie den Culturkampf, wie er in Preußen, Frankreich und Belgien wüthet, lobte und pries und noch lobt und preist und mit allen ihren Wünschen auch für unser Land herbeiruft. Die Verantwortung trägt Hr. Metz und seine Partei, deren Organ die ‚Luxemburger Zeitung' ist, und nicht Hr. Fallize. Wer hat in der Kammer immer declamirt über klerikale Herrschsucht, klerikale Intolleranz, klerikale Übergriffe, schon damals, als Hr. Fallize noch die Kinderschuhe trug, bis auf diesen Tag? Hr. Metz und seine Partei. Wer hat die Errichtung des Bisthums bekämpft? Hr. Metz und seine Partei. Wer hat das kirchenfeindliche Schulgesetz heraufbeschworen? Hr. Metz und seine Partei, denn nur um ihre Kulturkampfgelüste zu

befriedigen, um durch ein willkommenes Opfer die Partei Metz zu beschwichtigen, brachte die schwache Regierung das Gesetz vor die Kammer. Wer trat in der Kammer am kräftigsten für dieses Unglücksgesetz auf? Die Partei Metz. — Wen will Hr. Metz nun noch täuschen, wenn er behauptet, Hr. Fallize, der kaum auf der politischen Bühne erschienen, der noch nichts Anderes gethan, als den Kulturkampf bekämpfen, hätte den Kulturkampf heraufbeschworen? Und wenn Hr. Metz die Frage stellt, wem der Kulturkampf genutzt, um daraus zu schließen, wer denselben herbeigerufen, so antwortet ihm das ganze Land: Der Partei Metz, die durch den Culturkampf die Aufmerksamkeit des Landes von denen abgezogen, welche das Land ihren selbstsüchtigen Zwecken dienstbar machen. So thaten es in Deutschland die Börsenmänner, so in Frankreich der millionensüchtige Gambetta, so in Belgien der Geldliberalismus. Hr. Metz lese seinem kulturkämpferischen Freunde und Ratgeber Hrn. Tesch diese Zeilen vor, und Hr. Tesch wird ihm sagen müssen, daß wir wahr gesprochen. Das weiß übrigens Hr. Metz selbst. Und damit auch Andere es wissen, damit die ‚Freundschaft', die Hr. Metz den Geistlichen gegenüber so oft im Munde führt, in ihrem wahren Werthe erkannt werde, darum haben wir diese Zeilen geschrieben. Herunter mit den Masken!"

Und Manche durften sich vor aller Welt geohrfeigt fühlen, wenn der Biß- und Witzbold Fallize, einem wahrlich zweifelhaften Geschmacke nachgebend, durchgefallenen Wahlkandidaten in sogenannten „Avis mortuaires" einen doppeldeutigen Nachruf zu widmen wagte. Durch Entgleisungen solcher Art, die eher zum Zähneknirschen als zum Lächeln verleiteten, diente er einer minderen Journalisterei, der gegenüber das „Luxemburger Wort" zu Recht ein Bedauern äußern durfte.

Bei einfachen „Bedauerns"-Kundgebungen konnte es allerdings nicht mehr bleiben, nachdem der dynamische Allesanpacker, als direkte Folge seiner Wahl zum Clerfer Deputierten, seine Entlassung aus der Seelsorge beantragt, am 1. Oktober 1881 seinen Wohnsitz in der Hauptstadt bezogen und mit stärkeren Willensstößen die Schriftleiterschaft als bessere Profession auszuüben begonnen hatte. Daß er unter der Hand die Abwanderung des „Luxemburger Wort" aus dem Druckerei-Verlage Peter Brücks in das Hary'sche Haus vorbereitete, das seine eigenen Blätter betreute, muß aufgrund seiner späteren Mitwirkung bei der

Neuordnung aller „Wort"- und „Paulusdruckerei"-Betriebe angenommen werden, obschon er vorerst, im Angesicht des Landes, eine Dauerspannung zwischen seinen Presseorganen und jenen des Abbé Breisdorff erzeugte, die am 4. Februar 1884 den rücktrittsreifen „Wort"-Hauptschriftleiter zu bekennen zwang: „Das ‚Volksblatt' wirft uns den Fehdehandschuh hin; wir heben ihn auf." Indem dieser so vor aller Welt die Auseinandersetzung annahm, ahnte er wahrscheinlich die Absichten seines ungeduldigen Gegners. Sich selber mißfiel er in der Rolle des Replikanten, als er nicht länger dem Zwang, Persönlichem mit Persönlichem zu begegnen, zu entgehen wußte. Dr. Johann Baptist Fallize hatte von beiden die dickere Haut; er trug leichter an den konträren Dingen als sein älterer Kollege und gefiel sich in der Stellung des allseitig bedrängten und rundum bedrängenden Federführers, den auch ein Brasseur nicht sonderlich zu treffen vermochte, als er vor Gericht den Doktortitel des „Volksblatt"-Leiters zu beanstanden wagte.

Im selben Maße wie Breisdorff erschwachte, erstarkte Fallize im offenbar gewordenen Bruderstreite. Machte jener, von der „Wort"-Warte aus gesehen, eine halbe Retirade, so dieser einen ganzen Einsprung; noch bevor jener in der Glacis-Kapelle eine Alters- und Einsiedlerklause bezogen hatte, war von diesem die Redaktionsstube des „Luxemburger Wort" bereits zum sicheren Port seiner Presseaktionen ausgeformt worden. Als Einziger wagte der Hary-Konkurrent Peter Brück, dem plötzlich einfiel, dasselbe „Luxemburger Wort" als sein Privatbesitztum vor Richter und Bischof zu reklamieren, mit Schall und Nachhall zu opponieren. Der neuernannte Bischof, den die „Luxemburger Zeitung" als ein Geschöpf des alleskönnenden und allesdirigierenden Fallize hinstellte — was dieser aber „als der Ehre viel zu viel" zurückwies — durfte es furchtlos, als der Erbe des abgegangenen Adames, auf einen Justizspruch ankommen lassen. Das Urteil hielt denn auch die Zeitung, nach ihrer zeitweiligen Gastnehmerrolle in der Druckerei Schamburger,

im Hary'schen Verlage bis zur Gründung der „Sankt-Paulusgesellschaft zur Verbreitung der katholischen Presse" im Jahre 1887 fest. Das allen Augen sichtbare Zwischenspiel, mit sämtlichen skandalösen und weniger unerfreulichen Begleiterscheinungen, war in höchstem Grade tragikomisch. Eine Zeitlang hatte, für die Anhänger des guten alten „Luxemburger Wort", eine Redaktion ohne Zeitung bestanden, so daß die neuangeworbenen Schriftleiter André Welter aus Ulflingen und Camille Schlesinger aus Trier Betteldienste beim „Luxemburger Volksblatt" verrichten mußten, und für die Mitläufer des über Nacht recht unorthodox gewordenen Peter Brück eine Zeitung ohne Redaktion existiert. Erst als die hauptstädtischen Tribunale dem Partner des Bischofes Koppes Recht gegeben hatten, verließ der Unterlegene den Standort eines Mannes der wilden Presse und veröffentlichte sein Anti-Bischofs- und Anti-Katholikenblatt. Den Titel „Freies Wort" entlehnte er einem früheren Wahlflugblatt, zweifellos darauf spekulierend, daß zerstreute Leser das eine „Wort" mit dem andern und also das „Freie" mit dem „Luxemburger" zu seinem Gewinn verwechseln würden. Was dann drei Jahre lang das luxemburgische Journalschrifttum sich an Tollheiten und an Närrischkeiten erlauben durfte, könnte nachträglich als das Musterbeispiel einer „Histoire du journalisme déséquilibré" vorgeführt werden.

Dr. Johann Baptist Fallize erging sich gleich auf drei und dann auf vier Exerzierplätzen politischer Tages- und Wochenschriftstellerei: als selbsternannter, höhernorts geduldeter und durch die Macht der gewohnten Präsenz, nicht aber durch kontraktliche Ernennung bestätigter Nachfolger Breisdorffs im „Luxemburger Wort" — in der „Sankt-Paulusgesellschaft" war er, als Zeichner von vierundzwanzig Aktien, zum Verwaltungsratsmitglied und zum Druckereileiter bestimmt worden —, als Alleinredakteur im „Luxemburger Sonntagsblatt" und als behender Scheerenschwinger, dem der Inhalt des „Luxemburger Wort" als Raubgut zur Verfügung stand, im „Luxemburger Volksblatt" und in der

„Luxemburger Wochenzeitung". Je mehr die Produkte seines aggressiven Geistes in den ersten beiden Organen abgelagert werden konnten, umso blasser und weniger sagend gaben sich die letzten, die auch bald an der eigenen Überflüssigkeit zugrunde gehen mußten. Sogar auf diesem besonderen Terrain okzidentaler Kultur wurde das Abgestorbene zum Düngemittel des Überlebenden: das „Luxemburger Wort" zog, im Augenblick eines neuen und tieferen Atemholens, nach der überstandenen Gefahr einen merkbaren Nährstoff aus den gefallenen Blättern.

Als diese Dinge geschahen, war Dr. Fallize dem eigentlichen Zentrum der Geschehnisse bereits entzogen worden, da durch anderer Mächte Einwirkung seine Versetzung auf einen höheren Posten — der zugleich einen entfernteren bedeutete — längst beschlossen worden war. Die Nachricht überraschte den Geehrten, der nicht nach den Erwartungen seiner Gönner zu fühlen vermochte. In welchem Maße von Rom aus, in diesen Januar- und Februarwochen des Jahres 1887, die Berufung zum Apostolischen Präfekten in Norwegen als Entfernung aus den politischen Feuerlinien Luxemburgs gewollt war, wird wohl für immer unbestimmbar bleiben. Eine Eilreise, die der Dreiundvierzigjährige nach der Ewigen Stadt unternahm, um Gesundheitsrücksichten gegen seine Erhebung geltend zu machen, mußte erfolglos bleiben, da seine stattliche Figur verneinte, was sein Wort bejahte. Bereits am 25. März wurde er zum Protonotar und päpstlichen Hausprälaten nominiert und acht Wochen später, am 18. Mai, langte er mit Mutter und Schwester in Christiania an. Mit einem Male lagen Harlingen, Pintsch, Luxemburg, das Parlament, das „Grund"-Gefängnis, die „Luxemburger Zeitung", Peter Brück, Clara Moes, die „Falliziade", die „Sankt-Paulusdruckerei", das Journalgezeter und jeder Krähwinkelaussatz ihm so unsagbar abseits, als sei das alles, hinter dem Wirbel seiner Umstellung auf ein absolut beruhigtes und beruhigendes Wirken in einer andern stofflichen und geistigen Welt, nichts mehr gewesen

als ein erregendes Passe-temps. Was er nun anzufangen, durchzuführen und zu verwirklichen hatte, ad maximam Dei gloriam, war trotz der Vielfalt seiner früheren Tätigkeiten und trotz der Exuberanz seines täglichen Einsatzes, unendlich mehr, als blitzende Expressionsformeln mit blendenden Beweisringen aneinander zu ketten.

Wie hätte der am 15. März 1892 zum Apostolischen Vikar von Norwegen und Titularbischof von Elusa ernannte Kalenderonkel aus Luxemburg wissen können, daß er nun nicht weniger als drei Dezennien lang auf einem der oberen Stockwerke des Seins, in einer vollständig andern Sprache und nach total gewandelten, in der Wandlung geläuterten und in der Läuterung sublimierten Schaunormen mehr schreiben und auch mehr edieren müßte als in der explosivsten Drangperiode seines Lebens? Der miles mauserte sich zum praedicator Christi durch und verkündete die frohe Botschaft des Einzigen, den seine Herrischkeit bescheiden als den wahren Meister anerkannte; und der Prediger wußte sich dann und wann in das feierlichere Gewand des Panegyrikers zu kleiden, nachdem er Manches in sich abgestillt hatte, ohne jenes zündungsklare Temperament zu beeinträchtigen, das sich nur in eigenen Publikationen hatte beruhigen können. Konnte er im hohen Norden darauf verzichten? Nein, er vermochte es so wenig, daß er im dritten Jahre seines Dortseins ein katholisches Periodikum gründen mußte: „St-Olaf" erschien unter seiner Leitung von 1889 bis 1900 und half ihm, als sein anderes „Sonntagsblatt", über die schweren Anfangsjahre in Christiania hinweg. Es war das geistige Atemorgan, das er benötigte, um zu spüren und zu wissen, daß er, als denkerische Potenz, auch seinen Zweck erfüllte. Und das Umfassungsvermögen seines regsam gehaltenen und eroberisch gewollten Tateneifers ließ ihm Muße zur Abfassung von Briefen an das „Luxemburger Wort", an die Lyoner „Missions catholiques", an die Freiburger

„Katholischen Missionen" und an ähnliche Zeitschriften, die seinem Wirken einen kleinen Bewunderungszoll zu entrichten wünschten.

Sieben Lustren wirkte er in seiner neuen Heimat, und jedes einzelne Jahrfünft erlebte er und füllte er an mit jener purifizierenden Essenz, die für die alten Römer der echten lustratio innewohnte; diese verwirklichte er in sämtlichen Nebenbedeutungen, vom mühseligen Marschieren durch die Weiten seines Bistums über die Beschwerlichkeiten seiner Visitationsfahrten mit ihren expiatorischen Sakralhandlungen bis zur freiwillig übernommenen Qual verborgener Opfer, die er darzubringen nicht müde wurde.

Am 9. Oktober 1922 dankte er ab. Als Erzbischof von Chalcis kehrte er, achtundsiebzig Jahre alt, nach Luxemburg zurück und bezog im Sankt-Zitha-Kloster sein letztes Quartier. Elf Jahre lang durfte der Canonicus honoris causa noch den Ruhestand genießen, obschon er mehr und mehr zu ahnen begann, daß etwas Unheimliches von Deutschland her den europäischen Horizont abzudunkeln begann. Wie ein unruhig von den Vorwehen des Sturms bewegtes Licht ging er am 23. Oktober 1933 aus: neun Monate nach dem Ausbruch der völkervernichtenden Hitleritis.

Der Mann zwischen Zweien war von der Geschichte zu einem einzigartigen „Aventurier du Bon Dieu" ausgeformt worden, der mehr die Feder als das Brevier zum Signum seines Tuns und Lassens hatte erheben wollen. Doch zwischen Feder und Brevier blieb sein unerschöpflicher Enthusiasmus schwankend für den eindeutigen Totaleinsatz. War im Anbeginn seiner Laufbahn jene bevorzugt worden, so am Ende dieses, obzwar zu allen Zeiten seine Präferenzen einer Alternanz verfallen konnten, welche, seinem gesamten Schaffen gleich, sprunghaft und in unregelmäßigen Stößen sich zu manifestieren vermochte.

War er nun wesentlich Priester oder Politiker, Schreiber oder Herausgeber, Leiter oder Geleiteter, „homme de lettres" oder „chevalier de la Vérité", Provokateur oder Herausgeforderter, Einzelgänger oder Gemeinschaftsapostel, Dichter oder Praktiker, Meisterfechter oder Zehnkämpfer, Amateur oder Begnadeter, Leistungsfanatiker oder Pressehasardeur, Glorienjäger oder Seelenkonquistador gewesen? Die Frage des Anfangs wird auch die Frage des Ausklangs bleiben: kein Erforscher seiner Geistestiefen und seiner Aktionsbreiten wird ehrlicherweise mit einem „Dies-und-nicht-das" zu antworten wagen. Denn in Warheit hatte er sowohl das eine wie das andere sein können, bald mehr das erste und bald mehr das zweite, je nach dem Kälteklima der Welt oder nach der Höchsttemperatur seines Geistes. So weit war er beschaffen, daß alles das zusammen in seinem Ich daheim sein konnte, um sich auszutoben, als „Unum", wenn es sein mußte, und jedes Teilchen als „Unicum", sofern die Umstände es verlangten. Engherzen glaubten und Kleingeister sagten ihm freilich nach, er habe, als vielseitiges Wesen, nur „in diversum" zu schaffen vermocht und so eine Mehrfältigkeit offenbart, aus der die Trennungskräfte stärker als die Einigungsmächte hätten operieren können. Sie sahen leider nur die Endeffekte jener Diversität von Strahlen, die von einem Zentralherde nach allen Richtungen ausgingen, um die Wärme des einen unteilbaren Glaubensfeuers auf verschiedenen Wegen an die Menschen guten Willens abzugeben. An diesem Mittelpunkte, der das eigentliche Agens, das Wachs- und Druck- und Spreng- und Nähr- und Schöpfermittel in den Wuchten seines Wirkens war, erschien der Mensch Fallize in sich eins und geschlossen; dort waren sämtliche Fugalgewalten, wohin auch immer sie stoßen mochten, durch das Element aller Innenbindungen, die Religion, absolut uniert; aus der naturhaften Lebendigkeit dieser Einheit bezog er, was er in verschwenderischer Fülle brauchte, damit er sich in Akten und in Meditationen möglichst ganz erfüllte. Und so sehr war ihm die Religion in Fleisch und Blut, so sehr der Glaube in Herz und Seele

eingegangen, daß ihn persönlich, im Fleische wie im Geiste, verwundete, wer sich am unentbehrlichsten Prinzip seiner Existenz verging. In solchen Fällen verkörperte er das Allgemeine bis zur Selbstpeinigung und mußte individuell eine Schmach, die am Übergeordneten geschah, als Privatschande, die er an allen Fühlstellen seiner Persönlichkeit vermerkte, durch Schreiben und Beten zu rächen unternehmen: eine Sisyphusarbeit, der nicht einmal er gewachsen war.

Andreas WELTER

ANDREAS „BONAPARTE" WELTER

Von Johann Baptist Fallize zu Andreas Aloyse Welter fiel die Geistestemperatur, soweit sie das spirituelle Klima des „Luxemburger Wort" bestimmte, und die Charakterhärte, welche sich in den existenzbedrohenden Stürmen um die Zeitung der endachtziger Jahre zu bewähren hatte, um mehrere Grade. Für die ersten Laien im Redaktionsstabe, den am 13. März 1852 in Ulflingen geborenen, nach dem Besuch des Gymnasiums in Luxemburg zum Schullehrer von Reimberg (1870), Ospern, Reichlingen (1871-1881) und Luxemburg (1881-1884) ernannten Pädagogen und den in Zeitungsdingen gleich unerfahrenen Kollegen Camille Schlesinger, der immer nur als Trierer angeredet wurde, obschon er in der Moselgrenzstadt keine Spuren hinterlassen hat[1], war es nicht leicht, als Zweiunddreißigjähriger die nicht ungefährliche Erbschaft eines Abbé Breisdorff anzutreten, um sie später mit einer menschgewordenen Ungeduld, wie

[1] An die Adresse des „Luxemburger Wort" hatte die „Luxemburger Zeitung" einmal den Vorwurf gerichtet, sie besäße einen Redakteur, der ausländischer Deserteur sei und nie mehr in sein Vaterland zurückkehren dürfe. Sollte sich die „Wort"-Replik auf Schlesinger bezogen haben: „Wir haben mit peinlicher Genauigkeit alle Annalen unseres Blattes durchgesehen und sind dabei allerdings auf einen Bösewicht gestoßen, der bereits als einjähriges Wickelkind seinem Vaterland als Deserteur den Rücken gedreht. Wir schließen uns der „Luxemburger Zeitung" an in der Verurteilung dieses Vaterlandsverräthers"? Freilich hätte auch, doch schwerer verständlich, Dr. Fallize damit visiert sein können.

sie Dr. Fallize vorführte, auf ein Wort und nicht auf Rechtstexte hin, zu teilen. Die Kollaboration zwischen dem Welter-Schlesinger-Duo und dem besttolerierten Eindringling, der, gemäß einer Welter'schen Replik an Peter Brück, niemals Redakteur des „Luxemburger Wort" gewesen war, gestaltete sich umso schwieriger, je heftiger die Fehden zwischen den „Wort"-Dieben und den „wort"los gemachten Notgästen des „Luxemburger Volksblatt" wurden. Unerläßliche Antworten an den Entführer des katholischen Journals mußte der Ex-Lehrer Welter liefern, von dem der Gegner behauptete, er habe in redaktioneller Beziehung kaum mehr geleistet als ein von der Schulkommission verworfenes Abc-Buch. Protestierte er gelegentlich gegen die Brück'sche Angewohnheit, ihn „Schreiber in der Dominikanerdruckerei" zu nennen, so betonte er gerne, daß er Redakteur sei und in der Herabwürdigung seiner sozialen Lebensstellung eine Beleidigung sehe. Worauf dann Brück replizierte, er habe mehr Recht, gegen den Schimpf zu wettern, den jener „der schriftstellerischen Zunft im allgemeinen antue, indem er sich Redakteur nenne".

Die Schriftleitung Welter-Schlesinger wurde als „Redaktion in partibus" weidlich ridikülisiert und dem Lande als „jung und unerfahren" vorgestellt. Als dann die Besitzfrage von den Gerichten doppelt klargestellt und Andreas Welter zum Alleinherrscher in der Redaktionsstube des guten alten „Wort" geworden war — Camille Schlesinger hatte sich inzwischen abgesetzt — machte sich der Fallize'sche Geheimdruck auf die geistige Ausgestaltung der Zeitung wieder so stark bemerkbar, daß der unberufene Leiter erneut zum Angriffsobjekte aller Katholikengegner wurde: in einer Brück'schen „Falliziade" figurierte er „als der Verleumdung geübtester Meister" und „als der schamloseste Mann der Welt". Die Anti-Falliziade der Justiz lieferte dem Autor dafür die schmerzhafteste Kritik in Form einer Geldbuße. In der publiken Auffassung blieb Dr. Fallize so sehr das Lenkerhaupt der Schriftleitung, daß die Gerüchte um das

Eingehen des „Luxemburger Volksblatt" und der „Luxemburger Wochenzeitung" als Selbstverständlichkeiten hingenommen wurden; unglaubwürdig wirkte nur das Dementi, welches Andreas Welter derartigen Vormeldungen entgegensetzen mußte.

Erst nach der Überführung des „Luxemburger Wort" in den Verlag der neugegründeten Sankt-Paulus-Gesellschaft — am 12. Februar 1887 —, nach der provisorischen Ernennung des Verwaltungsratsmitgliedes Fallize zum Druckereidirektor und nach der überraschenden Berufung des polyvalenten Leiters auf einen höheren Auslandsposten, durfte Andreas „Bonaparte" Welter sich wieder auf eigene Hauptschriftleiterfüße stellen. Als „junger und unerfahrener" Chefredakteur, der nur sich selber zu befehlen hatte, vollbrachte er zwar keine Sofortwunder, weder in der Formation seines Pressemittels noch in der Information seiner Leserschaft, allein er fiel doch gleich durch eine Leistung auf, die ihn von sämtlichen Kollegen, älteren wie jüngeren, unterschied: in den Presseprozessen, die ihm allerseits mit derselben Beflissenheit angetragen wurden, wie seine Vorgänger sie hatten hinnehmen müssen, als sein bester Anwalt zu plädieren. Das ersparte ihm zwar keineswegs die obligaten Verurteilungen, allein es erlaubte ihm, durch den Abdruck seiner Reden, vor den Advokaten und andern Mundhelden zu glänzen.

Nachdem Peter Brück, der große Verwirrer, sich vor mehreren grünen Tischen auf das Letztstadium seiner Selbsterledigung vorbereitet hatte, nachdem zugleich der „plus grand troubleur des désordres", Dr. Fallize, nach Nordland gezogen war und Andreas Welter versucht hatte, die Zeitungsdinge der Katholiken wieder sauber auszurichten, kamen, über den Weg der rechten Ernennungen, kleinere Komplikatoren ins Sankt-Paulushaus und drohten, die momentane Konfusionslage in einen Dauerstand zu verwandeln. Ein nach außenhin kaum sichtbares Imbroglio im

Verwaltungsrate fand eine Verlängerung und in der Projektion auch seine verstärkte Replik bei der Druckerei- und Redaktionsleitung. August Koppes, Bruder des Bischofes Johannes Joseph, hatte 1887 den abgereisten Dr. Fallize als Direktor der Druckerei nach allen Rechtsregeln ersetzt. Gegen Ende des gleichen Jahres aber wußte das „Luxemburger Wort" zu melden:

„Mit dem ersten Januar kommenden Jahres wird in der Erscheinungsweise unserer Blätter folgender Wechsel eintreten:

Das ‚Luxemburger Volksblatt' und die ‚Luxemburger Wochen-Zeitung' werden zu erscheinen aufhören. Dagegen wird das ‚Luxemburger Sonntagsblatt' eine bedeutende Verbesserung erfahren. Das Format bleibt das nämliche wie bisher; aber die Seitenzahl wird verdoppelt werden. Der Inhalt wird viel reicher und mannigfaltiger. Mit Beibehaltung seines religiösen Charakters wird das ‚Luxemburger Sonntagsblatt' außer einem gediegenen religiösen Festartikel eine ausführliche politische Wochenrundschau, Lokal-Neuigkeiten, Erheiterndes und Belehrendes enthalten. Auch nimmt es Annoncen an.

Wir haben jetzt wieder täglich telegraphische Depeschen, und so werden unsere Leser über alle wichtigen Ereignisse gleich informiert sein. Auch wird in den nächsten Tagen in der Person des hochwürdigen Herrn Moes, bisherigen Pastors in Eschdorf, wieder ein Geistlicher als Chef-Redakteur des „Luxemburger Wort" und Direktor der St. Paulus-Gesellschaft eintreten, und so einem lang gehegten Wunsch entsprochen werden."

Damit befand sich Andreas Welter neuerdings in der Situation des ent„haupt"eten Schriftleiters, der den Titel verloren, aber an Mehrarbeit gewonnen hatte, was Abbé Nikolaus Moes an Redaktionspflichten vernachlässigen sollte. Nun war freilich der am 12. November 1846 zu Remich geborene, am 24. August 1874 zum Priester geweihte, am 10. September zum Vikar in Ettelbrück, am 10. September 1875 zum Oberprimärschuldirektor in Remich und am 31. August 1885 zum Pfarrer in Eschdorf ernannte Vorgesetzte dem degradierten Schriftleiter-Lehrer keine unbekannte Größe, da der Remicher im „Luxemburger Wort" bereits Aushelferdienste geleistet hatte, ohne allerdings durch außergewöhnliche Beiträge aufgefallen zu sein. Zudem hatte er

Dr. J. P. Punnel

die „Wort"-Mitarbeiterehre mit vielen andern Landesgeistlichen geteilt, die in corpore versucht hatten, den mehr oder weniger konstant bleibenden Abonnentenstand über fünfzehnhundert hinauszubringen. Unerfindlich war, auf den ersten Blick, aus welchen Gründen er den Posten des Druckereidirektors mit jenem des Chefredakteurs kumulieren sollte. Den Kennern genügte ein zweiter Blick, um festzustellen, daß der neue Abbé in der „Wort"-Redaktion ein seltener Gast war, während er in der Druckerei der Sankt-Paulusgesellschaft als das Muster eines rührigen Patrons zu wirken pflegte. Die undurchsichtige Zwitterstellung des Leiters mußte auf dem Gesamtbetriebe lasten und zu einer brüchigen Kooperation führen, die sich für die Öffentlichkeit recht kurios präsentierte, sobald der ernannte Hauptschriftleiter in schwierigen Fällen, vor allem in Gerichtsverhandlungen, sehr bescheiden hinter seinem simplen Schriftleiter Andreas Welter zurückstand. Den berüchtigten „Judenprozeß" des Jahres 1889 mußte nicht der Geistliche, sondern der Laie vertreten, der dann selbstverständlich auch die vom Gericht aktierte Beleidigung auf sein Strafkonto verbuchen lassen mußte.

Inzwischen waren die latenten Unstimmigkeiten im Verwaltungsrate, zuerst durch die provisorische und dann durch die definitive Ernennung des Seminarprofessors Johann Peter Pünnel, mehr oder weniger bereinigt worden, so daß ein uniertes Gremium auch in der Redaktion nach dem Rechten sehen konnte. Und das Rechte war, daß der am 4. April 1861 geborene, am 28. Oktober 1885 in Rom als „Germaniker" geweihte Dr. philosophiae et theologiae Pünnel auch zum Chef-Redakteur des „Luxemburger Wort" bestimmt wurde, um somit die Posten des zweiten Bistumssekretärs und des Militärseelsorgers gegen die erwähnten auszutauschen und gleichzeitig als Professor der Ethik und der generellen Dogmatik am Priesterseminar zu wirken. Kumulierte der gebürtige Wormeldinger auch mehrere Stellungen, so bezog er doch weniger diese als vielmehr

Zeitungsredaktionen in Trier, Köln und Paris, um sich in größeren Städten und an berühmteren Journalen in die tieferen Schriftleitergeheimnisse einführen zu lassen. Also ausgerüstet, wagte er ab 1. Oktober 1890 die praktische Ausübung seines neuesten Berufes, der ihm vom zuvor ernannten Abbé Nikolaus Moes anscheinend nicht streitig gemacht wurde. Und welches war nun die Lage des gewesenen Hauptschriftleiters zwischen zweien, die es miteinander zu sein schienen und es nacheinander sein sollten? Existierte eine Drei-Mann-, eine Zwei-Mann- oder eine Ein-Mann-Redaktion? Jedenfalls gelang nicht, die Zeitung zu einer überragenden Erscheinung unter den Inlandsblättern auszugestalten. Dagegen fing sich die aus dem Hary-Verlag in das Esslen-Haus in Grevenmacher abgewanderte „Obermosel-Zeitung" in kürzester Zeit Tausende von Abonnenten ein, zumeist auf Kosten auch des „Luxemburger Wort". Nicht zu Unrecht durfte sie sich die „größte" Zeitung des Großherzogtums nennen, weniger ihres geistig-literarischen Standards wegen als um des hundertfach lokalisierten Klatsches willen, den sie als Inlandsmeldungen nach dem Motto eines Lesers zu verbreiten wußte: „Bitschelt unsere Gais, dann kommt es in die Zeitung, bitschelt sie nicht, dann kommt es um so mehr drein."

Das „Luxemburger Wort", welches sich über jeden Dorftratsch erhob und lieber schärfere Polemiken und interessantere Historika brachte, befand sich unverhofft in der peinlichen Situation des Nachhüpfers, der auf sämtlichen Ebenen die Offensiv- und Führungsinitiative verloren hatte. So sehr war die einstige Primordialstellung der Zeitung erschüttert, daß der erkrankte Peter Brück die Lage als zu seinem Besten sich entwickelnd ansah und durch Mittelsmänner die Bereitschaft des Bistums zur Aussöhnung abspüren ließ. Etwas lief nicht rund in der mehrköpfigen Direktion. Was konnte es sein? Es war das „bestinformierte Blatt", die „Obermosel-Zeitung", welche auch dieses Sekretum vor den „Wort"-Lesern offenlegte. Am 17. Oktober

1891 wußte sie, nachdem sie eine Nachfolgefrage aufgeworfen hatte, mitzuteilen, daß „die definitive Niederlegung der Chefredaktion von seiten des Herrn Dr. Pünnel und die Wiederernennung des Herrn Moes aus Remich zum Chefredakteur" zu erwarten sei. Drei Tage später verbreitete das Organ der „Sankt-Paulusgesellschaft" die sibyllinisch anmutende Nachricht: „Wahr ist nun, daß erst gestern Dienstag, 20. Oktober, der Verwaltungsrat der Sankt-Paulusgesellschaft sich mit der Wahl eines Chefredakteurs beschäftigt hat. Daß Herr Moes weder jetzt Chefredakteur des „Luxemburger Wort" ist, noch es werden kann, ist dem Verleger der „Obermosel-Zeitung" im Interesse der Wahrheit am Dienstag brieflich mitgeteilt worden."

Die „Obermosel-Zeitung" war tatsächlich auf dem laufenden gewesen — hier traf der Ausdruck im direktesten Sinne zu, da sich Etliches in Hast und in Eile abzuwickeln schien —, denn bald darauf mußte das „Luxemburger Wort" verraten, daß Dr. Johann Peter Pünnel die Hauptschriftleitung niedergelegt habe, um zu andern Stellen auch diejenige eines Rektors der Pfaffenthaler Elisabetherinnen zu besetzen.

Genau ein Jahr lang, vom 1. Oktober 1890 bis zum 1. Oktober 1891, hatte der abgehende Professor ausgeharrt, um sich dann, als Kirchen- und Verwaltungsrechtsdozent, als Spitalspfarrer, als Defensor matrimonii im Offizialrate, dem Studium historischer Themen hinzugeben und für „Ons Hémecht" Arbeiten wie: „La chapelle au cimetière des Bons Malades pendant la Révolution française", „Mitteilungen über Herrn Professor Peters", „Ein fideles Scheffen-Essen zu Berchem im Jahre 1520", „Les revenus des hospices civils de la Ville de Luxembourg au commencement de la révolution française", „Einige Angaben über die Besitzungen der Deutschherren im Luxemburger Lande zu Ende des 18. Jahrhunderts", „Ein Schiedsspruch des Gouverneurs von Luxemburg vom Jahre 1501 über die Fischerei in der

Alzette", „Verzeichnis aller Güter, Renten und Gerechtigkeiten, welche die Abtei St. Matheis von Trier im früheren Herzogtum besaß" zu verfassen. Am 5. April 1899 ging er als Pfarrdechant nach Remich, wo er bis zu seinem Tode verblieb. 1911 wurde er Ehrendomherr, 1913 Kanonikus, um dann am 8. Juni 1916 seine Ehren- wie seine Lebenslaufbahn zu beenden.

Einen Chefredakteur-Nachfolger fand der Verwaltungsrat der Sankt-Paulusgesellschaft bereits am 10. Oktober 1891 in der Person des am 15. Oktober 1888 in Luxemburg zum Priester geweihten Nikolaus Zieser, der dem geistlichen Kollegen Nikolaus Moes die Leitung der Druckereibetriebe nicht ungern überließ.

Nicht einmal nach dieser Neuordnung konnte die Lage der allgemeinen „Wort"-Direktion durchsichtiger werden. Das Zusammenwirken der verschiedenen Gremien schien nichts weniger als harmonisch zu sein, da die internen Spannungen eher zu- als abnahmen; dabei mußte der Schriftleiter Andreas Welter die Pufferspielrolle übernehmen, obschon ihm nach wie vor die meisten Redaktionsarbeiten zugeschoben wurden. Die gewitterschwangere Atmosphäre entlud sich in den März- und Maitagen des Jahres 1892: am 7. März verließ Professor Johann Pünnel auch den Verwaltungsrat der Sankt-Paulusgesellschaft, drei Tage später kündigte Andreas Welter mit Schall und Knall der Redaktion, und im Maienmond verzichtete Abbé Nikolaus Moes auf seine direktorlichen Privilegien, um sich als Pfarrer nach Berburg ernennen zu lassen. Nikolaus Zieser, der über die Kaplanei in Winseler (1888), ein Sekretariat beim Grafen Stolberg-Wernigerode und einen Privaterzieherposten in Peterswaldau (1889-1890) zum „Luxemburger Wort" gekommen war, durfte sich unverhofft Alleinherrscher in einem Betriebe fühlen, der den Einsatz mehrerer Kräfte allerbesten Ausmaßes gefordert hätte. Die Ernennung seines älteren, am 1. April 1860 in Reckingen-

Mersch geborenen, am 10. August 1885 zum Priester geweihten und am 30. September zum Kaplan in Neunhausen bezeichneten Bruders Johann zum Direktor der Druckerei, konnte zwar den Druck seiner Verantwortung etwas lockern, doch nicht das Problem lösen, an dem er am meisten litt. Wiewohl auch Welters Geistesschwung die Höhe seiner Vorgänger niemals hatte erreichen lassen, war durch ihn der Zeitung doch mit viel Geschick ein attraktives Aussehen verliehen worden. Nun fehlte im Hause plötzlich die Gewandtheit des interessierenden Nachrichtenzusammenstellers, dem zuvor eine journalgesetzbestimmende Gewalt gegeben worden war. Etwas von diesem nicht unedlen „spiritus rector" hatte Bonaparte Welter in die „Obermosel-Zeitung" importiert, wo er zehn Monate lang die Kunst des Dorfneuigkeitenzurechtstutzers als bessere Vorbereitung auf einen Akt betrieb, der ihn am 18. März 1893 mit einem Schlage zum kleinen, aber feinen Deus im luxemburgischen Pressewesen werden ließ.

Aus der Buchdruckerei Joseph Beffort in Luxemburg erschien nämlich an diesem Tage das neueste Journal unter dem Titel: „Luxemburger Volkszeitung und Annoncenblatt". Ihr Herausgeber und Hauptschriftleiter war Andreas Aloyse Welter. Stellte der Name des Blattes auch ein Plagiat dar, begangen an Nikolaus Thoma und den Brüdern Heintzé, die zweiundzwanzig Jahre zuvor die Bezeichnung für sich und ihr Organ reserviert hatten, so verstand es Andreas Welter, der Entleiher, doch, der Aufschrift durch den populärsten Inhalt der Publikation den ursprünglichen Sinn zurückzugeben, indem er die vielen kleinen und kleineren Krähwinkel der Heimat zu Zentren eines permanent gestachelten nationalen Vorwitzes erhob. Nicht lange währte es, zehn Monate, wenn nicht weniger, und er hatte die Leser- und Abonnentenzahl der in Feindseligkeit verlassenen „Obermosel-Zeitung" überflügelt. Damit war sein erstes Hausblatt, das „Luxemburger Wort", zur dritten Zeitung des Landes degradiert worden. Sein ureigenes Sprachrohr sollte das

Beste von allem wollen und zum vollkommensten unter allen werden. Was er vorhatte? Nun, er sagte es, schlicht und bescheiden, in den ersten Probenummern:

„‚Was will die neue Zeitung?'

So hören wir aus verschiedenen Ecken und Enden des Landes fragen. Die Frage ist berechtigt. Wir wollen gleich Antwort stehen und frisch und frei sagen, was wir wollen.

Eine Gruppe uneigennütziger und für unsere luxemburger Heimath begeisterter Männer, das sind die Gründer der neuen Zeitung. Eine andere Gruppe von gleichgesinnten Männern aus verschiedenen Ständen, das sind die Mitarbeiter des neuen Blattes. Zahlreiche Berichterstatter und Korrespondenten aus allen Kantonen stehen uns schon jetzt zur Seite und wird deren Zahl sich noch vermehren.

Der Titel der neuen Zeitung schließt ihr ganzes Programm in sich: eine Zeitung für das luxemburger Volk, ein durch und durch vaterländisches Blatt. ‚Ich halte fest', sagte unser unvergeßlicher Prinz Heinrich der Gute. Mit unserm nunmehrigen Landesfürsten, Großherzog Adolf, wiederholen wir dasselbe: ‚Wir halten fest!'

Die ‚Luxemburger Volkszeitung' ist gänzlich unabhängig und unparteiisch; sie ist weder Wahl- noch Parteiblatt und will eine interessante, billige und gern gelesene Volkszeitung größeren Formates und reichhaltigen Inhaltes sein. Alles andere liegt dem neuen Blatt fern.

Streitsüchtige Privat-, Wahl- oder Zeitungs-Polemik, gehässige Angriffe und Hetzerei, verdächtiger Patriotismus: das Alles sind Dinge, die grundsätzlich von der neuen Zeitung ausgeschlossen sind. ‚Echt luxemburgisch', das ist unsere Parole; ‚interessant und lehrreich', das ist unsere Losung. Die von unseren Eltern ererbten religiösen und sittlichen Grundsätze werden wir stets in Ehren halten und auch darin den alten, religiösen Charakter des Landes wahren.

Die neue Zeitung möchte ein Hausfreund aller Zeitungsleser des Landes werden, auch derjenigen, die bereits auf ein anderes politische Blatt abonnirt sind; auch neben den bestehenden, inländischen Zeitungen dürfte der ‚Luxemburger Volkszeitung' ein bescheidener Platz beschieden sein.

Die stete Verbesserung der neuen Zeitung wird unser Ziel sein. Wir bitten alle Luxemburger, die es redlich mit uns und mit unserem Programme meinen, uns in der Erreichung des vorgesteckten Zieles zu unterstützen.

Die Gratis-Zusendung der neuen Zeitung erfolgt von jetzt an bis zum Beginn des andern Quartals jedesmal in 20 000 Exemplaren an alle Gemeindewähler des Landes."

Kurioserweise berief sich der selbständig gewordene Chefredakteur von Zeit zu Zeit auf ein mitgestaltendes „Redactionscomité". Und dieses war unbestreitbar das eigenartigste Gebilde, welches einer Zeitung als Garantie für Gediegenheit, aber auch als unbelangbare Anonymität in kritischen Momenten dienen mußte:

„Wir wollen unsere Leser auch über die uns zur Seite stehenden freiwilligen Mitarbeiter aufklären. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Redactionscomité's, wie solche bis jetzt bei inländischen Blättern ins Leben traten und wieder verschwanden, eine unnütze Sache sind, weil jedes Mitglied die Beiträge des anderen kannte und — critizirte. Wir haben die Sache anders gestellt. Vor der Gründung der neuen Zeitung haben wir bei einer stattlichen Anzahl von fähigen und für eine durch und durch unabhängige Zeitung begeisterten Männern in Stadt und Land angefragt, ob sie uns durch ihre Geistesarbeit unterstützen wollten. Die freudige Zusage einer ganzen Serie von hochstehenden und geschätzten Personen beschleunigte das Unternehmen. Unsere geschätzten Gönner aber kennen sich nicht einander und Jeder liefert seine Beiträge ohne Wissen des anderen. Alle Beiträge werden nur der Redaction bekannt, welche absolut Niemanden Rechenschaft zu geben hat und Jedermann gegenüber das strengste Geheimnis wahren wird."

Die „höchststehenden und geschätzten Persönlichkeiten" waren von Andreas Welter, der sich zum „éditeur-rédacteur en chef itinérant", wenn nicht zum „commis-voyageur de la gazette populaire" gemacht hatte, durch schriftliches und mündliches Zureden angeworben worden. In der Regel handelte es sich um Dorfpfarrer und Dorflehrer, die sich als gute Zusprecher bei sämtlichen Kollegen erwiesen. Ein Wunder war es also nicht, wenn die „Volkszeitung" ebenso sehr über mundfertige Propagandisten wie über schreibgewandte Korrespondenten in allen Regionen des Landes verfügte. Gar bald wurden die herumreisenden Lehrer zu derart auffallenden Erscheinungen, daß die andern Zeitungen Protest erhoben und Welter ihnen gegenüber zum Tadeler werden mußte. Am 30. März ließ er, als Zuschrift „mehrerer Primärlehrer von Luxemburg", notieren:

„Die ‚Obermosel-Zeitung' fängt an, für die luxemburgischen Lehrer gefährlich zu werden. Das Blatt sendet nachfolgende Briefkastennotiz nach Luxemburg: ‚Sie haben Recht, wenn Sie behaupten, der ‚herum-

reisende' Lehrer gehöre in seine Schule und nicht auf die Abonnentenjagd'. Was will der Mann mit dieser perfiden und abgeschmackten Anspielung sagen? Verdächtigt er einen Stadt- oder Landlehrer? Und wo gäbe es hierlands einen Lehrer, der auf die Jagd nach Abonnenten ginge? Soviel Fragen, soviel Rätsel. Uns will es scheinen, daß hierlands Niemand auf die Abonnentenjagd zu gehen brauche, indem der hochmüthige Mann der ‚Obermosel-Zeitung' gleich nachher hochtrabend sagt, kein anderes Blatt des Landes habe auch nur den vierten Theil der Abonnentenzahl der ‚Obermosel-Zeitung'. Der glückliche und reiche Mann aus Grevenmacher oder aus Trier hat also alles weggeschossen und da werden es die Lehrer schön bleiben lassen, dem preußischen Oberjäger den Rang streitig zu machen. Aber er verdächtige nicht ein ganzes Lehrer-Corps, das nichts verbrochen hat."

Manches Gallenbitter, das sich früher unweichbar in seinem Untergeordnetenkörper hatte konzentrieren müssen, wurde vom Hauptschriftleiter in solchen Spitzen verspritzt. Zugleich enthüllte er die Hintergründe, auf welchen sich bekanntere Ereignisse abgespielt hatten. So berichtete er, ganz nebenbei, über die Antezedentien seiner Zeitungsgründung:

„Das preußische Brüderpaar, die HH. Joseph Esslen, Redakteur der ‚Obermosel-Zeitung', und Alois Feld, Redakteur der ‚Ardenner Zeitung', wird fuchswild, wenn wir ihre Blätter lesen und unsern Lesern von Zeit zu Zeit sagen, was drin steht. Der Herr Preuße aus Wiltz sagt sogar, wir sollten sein Blatt ‚in Ruhe lassen'. Das ist ja überaus ‚schneidig' und erinnert stark an den Kasernenhof. Bitte schön, wertheste Herren: Wozu halten wir denn Ihre Blätter? Um ab und zu nachzusehen, ob Sie noch immer recht warme Patrioten sind und das dürfen Sie uns nicht wehren. Wir hatten nur beide Blätter genannt und keine Namen. Da fallen die schneidigen Herren aus der Rolle und bringen Persönliches. Nun gut, hier die Antwort: Unser Redakteur, Herr Welter, trat freiwillig aus der Redaktion des ‚Wort' aus; er kündigte seinen Entschluß den Verwaltungsräthen der St. Paulus-Gesellschaft, den HH. Schmitz, Seminarpräses, und Haal, Stadtdechant, mündlich und schriftlich an. Warum er austrat? Hierüber hat er den HH. Esslen und Feld nicht Rede zu stehen. Herr Welter war schon damals gesonnen, eine neue Zeitung zu gründen, was er u. a. dem damaligen Direktor der St. Paulus-Gesellschaft, Herrn Moes, sowie ebenfalls Herrn Esslen selbst wiederholt mit aller Offenheit mittheilte. Wäre es Herrn Welter gelungen, bis zur Gründung der neuen Zeitung luxemburgische Luft in die „Obermosel-Zeitung" und sogar in die ‚Ardenner Zeitung' hineinzuflicken, so wäre er recht froh darob gewesen. Der Versuch mißlang und — der lang gehegte Plan kam, mit Hülfe eines opferwilligen Verlegers zur endlichen Ausführung. Daß die neue Zeitung Anklang fand, daß ihr ein thätiges Comité von Mitarbeitern, sowie ein ganzer Kreis von bewährten Korrespondenten in allen Theilen

des Landes zur Seite steht, das ist Manchem ein Dorn im Auge. In der Sache ändert das aber nichts.

Die ‚Indépendance lux.', die ‚Freie Presse', diese beiden in großem Maßstabe; ferner die ‚Obermosel-Zeitung', der ‚Moselbote', der ‚Echternacher Anzeiger' und nun auch — die ‚Luxemburger Zeitung' (die mit den von uns zuerst gebrachten Posternennungen sogar unsere Druckfehler reproduzirt): sie alle kneipen ohne Quellenangabe aus der ‚Volkszeitung', daß es eine Art hat. Angesichts dieser allgemeinen ‚Kneipperei' ohne ‚Quellen' werden wir, wenn sich die Gelegenheit bietet, Gleiches mit Gleichem vergelten. Vater Kneipp in Wörrishofen muß doch seine Freude an uns luxemburger Journalisten haben".

Sogar das „Luxemburger Wort", dessen Redaktion um die Einheit des am 28. Dezember 1868 in Wahl geborenen und am 10. August 1894 zum Priester geweihten Wilhelm Pletschette aufgebessert worden war, trank, ohne zu erröten, aus dieser reichlich fließenden Quelle, die es freilich nannte, obschon es recht bald zum auch katholischen Blatte in Gegnerschaft geriet. Durch den Zuzug einer jungen und arbeitsfreudigen Kraft — die leider nicht mehr als zwei Jahre durchhielt und dann studienhalber nach Löwen und Paris ging, bevor sie als Stagiar-Professor und Religionslehrer nach Echternach kam, 1909 Pensionatsdirektor im selben Städtchen und 1913 Kathedralpfarrer in Luxemburg wurde — konnte Nikolaus Zieser zwar einen frischeren und heimatfroheren Ton in seine Zeitung bringen, allein der Druckerei- und Verlagsbetrieb schien mit einem Mal den Krebsgang gehen zu wollen, da die Akzidenzdruckerei stillgelegt und „Das Volk und seine Interessen" nach einjährigem Bestand abgestellt wurde. Jede „Wort"-Nummer ließ, im Vergleich zur „Obermosel-Zeitung", zur „Volkszeitung" und zur „Luxemburger Post" (die Ende 1893 von Joseph Brück ediert worden war und, als neutrales Blatt, bis zu ihrem Todesjahre 1897 als meistverbreitete Halbwochenzeitung gelten durfte) erkennen, daß Abbé Nikolaus Zieser den wachsenden Forderungen eines Alleinschriftleiters nicht entsprechen konnte. Dennoch mußte er drei Jahre warten, bevor ihm eine neue Hilfskraft in der Person des am 1. März 1875 in Esch-Alzette geborenen, am 10. August 1898 zum

Priester geweihten und am 1. September desselben Jahres zum Kaplan in Dorscheid ernannten Joseph Massarette zugestellt wurde. Zweifellos hatten die gewaltigen Anstrengungen, die ein Wahljahr dem Organ der von Peter Prüm gestachelten und wach gerüttelten Katholiken auferlegte, die Freistellung des sehr talentierten Massarette erzwungen, obschon die dauernde Überforderung des Hauptschriftleiters allein hätte genügen müssen, um dem isoliert und verloren kämpfenden Verantwortungsträger Sukkurs zu gewähren. Da sich dem kunstsinnigen und geschichtssicheren Jungschriftleiter ein ebenso begeisterungsfähiger Bistumssekretär, Ludwig Held, als freiwilliger Mitarbeiter zugesellte, der eine scharfe, gallisch gefärbte Feder führte, so wandte sich die Gunst der grundsatzhungrigen und tratschsatten Leser mehr und mehr dem „Wort" zu, was Andreas Welter nicht besser zu ertragen vermochte als die historisch fesselnde und in mancher Beziehung klärende Kurznotiz von Abbé Nikolaus Zieser:

„Wenn Herr Welter sich daran erinnern will, daß er in dieser Zeit in einem Augenblick, wo er seiner allerdings nicht ganz mächtig war, den Stuhl erfaßte und Anwandlungen verriet: trotz seines Respektes ‚vor den Geistlichen', den neueingetretenen Chefredakteur niederzuschlagen."

Inzwischen freilich war ein anderer Welter, Dr. Michel aus Esch-Alzette marschfertig angetreten, um im Sturm auf Landesebene, durch eine Folge von Aktionen mit und ohne Eklat, den größeren Ruhm für sich zu erobern. Der Sozialkampf, für den sich Andreas nicht stärker zu erwärmen vermochte als für die höhere Politik überhaupt, wurde in wachsendem Ausmaße zu einem Hauptanliegen des „Luxemburger Wort" und rief, um die Wette, bald erfreuliche und bald unerfreuliche Zwischenfälle hervor. Dem Chefredakteur blühte, was seinen Vorgängern nicht hatte erspart bleiben können: die Richter zitierten, die Richter sprachen, und er mußte des öfteren ihre Sprüche als Verurteilungen seiner Handlungsweise akzeptieren. Während Abbé Joseph Massa-

rette mehr die literarisch-historisch-künstlerisch-kinematographischen Expressionen unter den Landes- und Weltereignissen betrachtete, auslas und kommentierte — und gleichzeitig das Bartringer Vikariat betreute, bevor er 1905 als Student nach Rom reiste, 1906 zum Dr. juris canonici erklärt wurde und dann zu privatisieren begann — bemühte sich Abbé Nikolaus Zieser, in ansprechenden Leitartikeln mehr Ideengeschichte zu betreiben. Dennoch wäre die Untersuchung der Frage berechtigt gewesen, ob nicht der produktivere Johann Zieser, der in litteris und, später, als „Ons Hémecht"-Leiter, in historicis kleine bleibende Schriftmonumente schuf, der bessere Hauptschriftleiter gewesen wäre, während Nikolaus in der Druckereidirektion wahrscheinlich ungezwungener und durchschlagender hätte agieren dürfen.

Immerhin muß dem tatsächlichen Chefredakteur als rühmlicher Erfolg das Faktum angerechnet werden, daß er die besten Federn Luxemburgs, soweit sie nicht extremliberalen oder sozialistischen Thesen dienten, für die Mitarbeit an der Zeitung gewonnen hatte.

Im Jahre 1904, als nach der Gründung des „Volksvereins" die kurzlebige Wochenschrift „Das Volk und seine Interessen" durch das „Luxemburger Volk" unter der überlegenen Leitung eines echt sozial empfindenden Geistes, wie ihn Dr. Karl Lessel verkörperte, ersetzt worden war, durfte das „Wort" sich energischer als zuvor den politischen Tageskämpfen und seiner Informantenaufgabe widmen, um nach und nach das „Bonaparte" 'sche Journal zu einer mediokren Erscheinung unter ähnlichen Presseprodukten nationaler Art werden zu lassen. Wenn die „Luxemburger Volkszeitung" von Anfang an hatte durchblicken lassen, daß sie geistig recht geringe Ansprüche an die Leser und also auch an die Schriftleiter zu stellen gesonnen war, wenn sie vom Politischen das aktuelle und zumeist persönliche Inzident auf Kosten des Ideellen zu betonen unternommen hatte, wenn

sie in der Hauptsache aber das unschuldige Skandälchen im „Sprechsaal", aus den „Gerichtssälen", im „Briefkasten", und im „Humoristischen" hervorzustreichen wagte und nebenbei dem „Feuilletonistischen" eine augenfällige Präferenz gab, so hielt sie Jahre und Jahrzehnte lang, in einer bewundernswerten Konsequenz, die gute Mittellinie durch. Der seltsame „Preußengrimm" des Herausgebers verflüchtigte sich im ersten Weltkrieg so überraschend, daß sein Träger bedenkenlos das Risiko einging, einem ursprünglichen Dichter, wie ihn Nikolaus Welter in seinen „Zeitgedichten eines Neutralen: 1914-1915. Über den Kämpfen" hinreißend manifestierte, als ein verkehrter Welter und demnach als ein seltsamer Retlew mit einem „geflochteten Reimwerk" entgegen zu treten, das er „In den Kämpfen. Kritisches Zeitgedicht eines Objektiven" nannte und als „Antwort auf die Zeitgedichte: Über den Kämpfen" verbreiten lassen wollte. Und es war nichts weniger als eine ebenso schmähliche wie unbegreifliche Glorifikation der deutschen Unschuldslegende, der deutschen Heldenhaftigkeit und der „deutschen Gewissensreinheit gegenüber einer luxemburgischen Pharisäerhaltung". Im Bahnhofsbibliothekar und früheren Lehrer Mathias Kraus fand sich ein Freund, der den achthundertvierundzwanzig Knittelversen die Ehre des Drucks und des Verlags, aber auch die Unehre der Diffusion zugestand, obschon ihn die Holperzeilen der Einleitung bereits hätten abschrecken müssen:

„Da flattert mir von ungefähr
So ein klein Büchelchen daher,
Und da es mich mit Mussestunden
Just schwer beschäftiget gefunden,
Ist's mir willkommen, da zudem
Ich auf dem Titel sehe stehn
Die Worte: neutral und Zeitgedichte
Ich las — erstaunt' — und nun berichte
Ich wie die Lesung mich berührt
Und mein Erwarten angeführt."

Zu erwarten wäre gewesen, daß der Anti-Nikolaus-Welter als ein fröhlicher Umstülper, nicht nur des Namens, sondern

auch der gesichteten Dinge und der greifbaren Gestaltung, nach einer solchen Einführung die freundlichste Verulkung des „Über den Kämpfen"-Propheten vorgenommen hätte, um das Ereignis als eine köstliche Rarität für das große Familienalbum zu reservieren. Doch dazu war die Zeit wohl zu furchtbar und die Retlew'sche Stimmung zu widersätzlich; und es war kein Hurluberlu, der, zum Zeitvertreib am Stammtisch, ein Mixtum von Parodie und Burleske vortrug, sondern ein anscheinend erbitterter Germanenbarde im Kleinstformat, der einen echten Sänger mit Reimstricken zu strangulieren unternahm:

„Nicht mitzuhassen mitzulieben
So schreibst du kühn mit Sophokles,
Sei Grundlag' dem, was du geschrieben,
Und Richtung deinem Denkprozeß.
Das Wort ist schön, doch nicht genügen
Kann es als Wort; dir fehlt die Kraft
Es anzuwenden, drum betrügen
Mußt du dich selbst. Ein Andrer schafft
Hier Lösung! Weißt du wer geschrieben:
Du sollst auch deine Feinde lieben?
Das Gegenteil, und nur zu krass
Uns zeigt dein öder Deutschenhaß!
Wohl Haß macht blind, jedoch nicht lügen
Soll wer in Volkes Namen spricht,
Mit solchem Schwall die Welt betrügen
Darf selbst der kühnste Dichter nicht!
Mordfreude soll der Sieger zeigen
Und Trunkenheit im Schlachtengrimm!
Nein, das ist nicht den Deutschen eigen,
Die haben andre Disciplin.
Du kennst sie wohl, und dennoch dichtest
Du solche Schmach den Deutschen an?
Hier eine Schandtat du verrichtest,
Erniedrigst dich zum Charlatan!
Da möchte man die Faust wohl ballen
Der solches du dich erfrecht!
Und weiter: hast heil'ge Urkunden
Die ‚flattern zerfetzt in der Luft',
Auch noch unterwegs du gefunden,
Die nun in der Totengruft —
Ob grade die Urkunden heilig,
Nicht sei es hier untersucht;
Zum mindesten bist du voreilig

Mein Dichter, das sei hier gebucht.
Die Deutschen, sie haben zerrissen
Sich klar ihres Recht's bewußt,
Die Urkunden — fort sie geschmissen,
Doch nimmer aus Rachelust.
Wenn ein Unterzeichner in Tücken
Den Andern bei Nacht überfällt,
Die Macht seines Reich's will zerstücken,
Gemeinsamer Pakt zerschellt!
Wenn Einer vernichtet den Andern,
Der Andere den Einen erwürgt,
Dann mag zum Papierkorb wandern
Was diese zusammen verbürgt.
Daß Deutschland sich fand in Notlage,
Verschmitzt überfallen war,
Wer könnt' nicht bejahen die Frage,
Liegt sie doch nur allzuklar
Das Recht hier der Selbsterhaltung
Wie's sittlicher Grundsatz lehrt,
Gab zwingend die weit're Gestaltung,
Mit ihm sah sich Deutschland bewehrt.
Berechtigung deshalb verliehen
War ihm für sein ganzes Heer
Durch Belgien's Lande zu ziehen;
Und fiel's ihm auch noch so schwer,
Der König, er mußte gestatten
Den Durchzug nach Völkerrecht
Wenn Beide geeinigt hatten
Entschädigung, billig und recht!"

Der Abgesang des ärgerniserregenden Kantus klang in den Ohren der Einheimischen noch sinnloser, da der Autor sich als „Kaiser-Untertan" in die Brust warf, um ebenso wenig Geschmack wie Schamgefühl zu bekennen:

„Bedauernswerter! wie kannst du es wagen
Den herrlichen Kaiser so anzuklagen?!
Wie kannst du es wagen den Kaiser zu schmähen
In ihm einen Horden-Erzieher zu sehen
Der Horden wie Vieh dann zur Schlachtbank treibt
Wie's kaltblütig uns deine Feder schreibt!
Wie kannst du ihn wagen zu nennen Verbrecher
Und Frevler? Bei Gott dir ersteht der Rächer,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden
Auch du wirst dieses inne werden!
Du nimmst von den Anklagen wild und kraus
Doch sicherlich nicht unsern Kaiser aus

Denn wenn du von Spitzen im Lande gesungen
Dann dachtest du doch nicht an Schusterjungen,
Und ihm, der seit 30 Jahr Frieden bewahrt
Ihm hast du die Würdigung aufgespart?!"

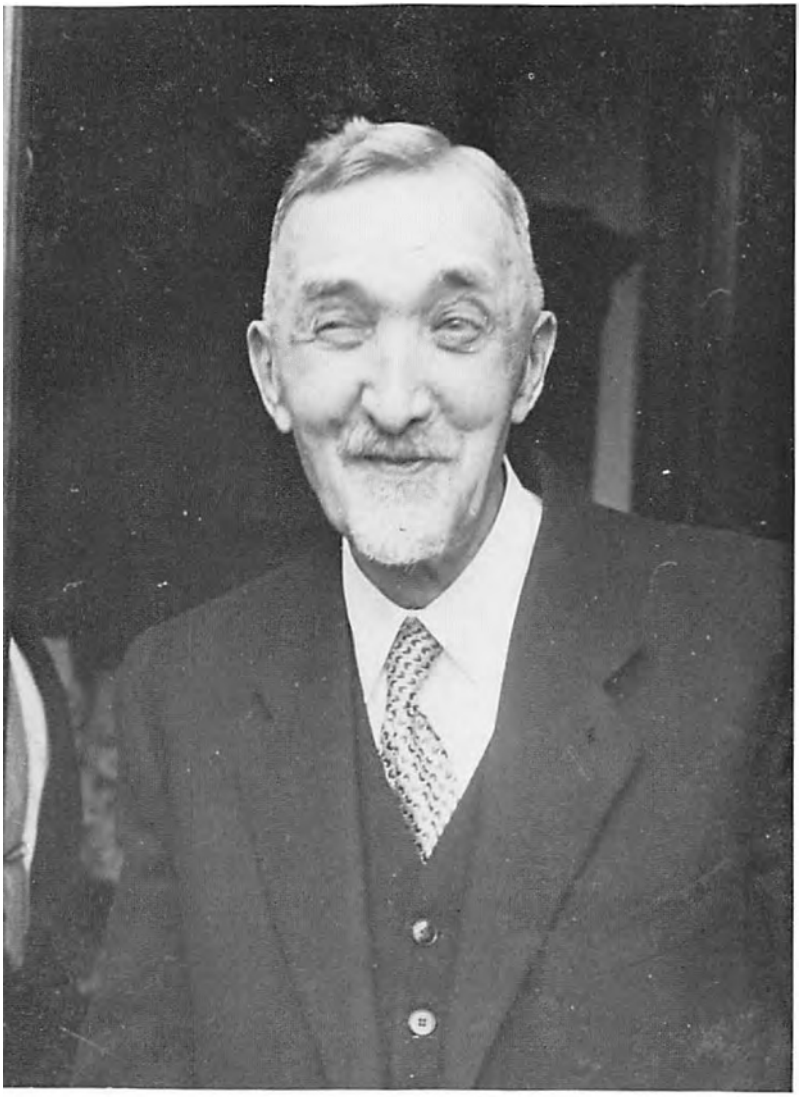
Das Retlew-Opus verhielt sich zur Dichtung wie Andreas Welter nach dem Kriege sich zum Preußentum und zu den Greueltaten der Okkupanten in den besetzten Gebieten verhielt: vollkommen feindlich und qualitätsverneinend. Es war die verdrehte Leistung eines verkehrten Welterfassers, der zwischen 1918 und 1920 alles unternahm, um in seiner „Volkszeitung", welche sich nun an den Nachrichtenbrosamen labte, die von den Schreibtischen des „Luxemburger Wort" fielen, mit den anti-deutschen Pressewölfen zu heulen, seine Verse aus der Erinnerung eines jeden Luxemburgers zu wischen und dafür lieber seine mit Johann Peter Bisdorff verfaßten Schullehrbücher in das Gedächtnis der Allerjüngsten zu bringen.

Mit einer auffallenden Rapidität nahm im allgemeinen Nachkriegstrubel der Welter'sche Schaffenseifer ab; die Etappen seiner ansteigenden Erschlaffung konnten an den Spuren der Langeweile verfolgt werden, die seine Zeitung mit einem Male wirksam machte. Ende März 1920 trug diese noch den Schriftleitervermerk: André Welter. In dem Augenblick, da das Halbwochenjournal merkwürdigerweise dreimal wöchentlich zu erscheinen begann, am 1. April also, wurde der Vorname in A. abgekürzt; in diesem unauffälligen Faktum allein äußerte sich ein Leitungswechsel. Das A. war nicht länger als Andreas zu deuten; es bezeichnete einen Alfred, und dieser war der einzige Sohn des schreibemüdgewordenen „Volkszeitungs"-Gründers. Versprach der schriftstellerisch unscheinbare Nachfolger auch, das „unabhängig, vaterländisch und katholisch" als Aushängemotto des kaum veränderten Journals zu achten, so vermochten seine Kraftaufwendungen doch nicht, das Blatt erneut zu einem Reißer zu machen. Mehr lustlos als enttäuscht zog er sich im Mai des Jahres 1921 zurück, überließ dem über

fünfundsechzig Jahre alten Bettemburger Johannes Braun, der als Lehrer, als Musikpädagoge, als Schriftleiter des „Moselboten", der „Neuen Moselzeitung", des „Escher Anzeigers" und also des „Luxemburger Wort" sich einen guten Namen gemacht hatte, die Redaktion und verschwand in der Fremde. Was ihm nicht gelungen war, konnte auch Braun nicht erreichen: am 1. Oktober 1921 wanderte die „Volkszeitung", als Eigentum des abtrünnig gewordenen Rechtsparteiabgeordneten Eugen Hoffmann in die Druckerei F. und G. Brück ab, wurde zur Vermittlerin einer etwas konfusen Bauernpolitik, die, anstelle des abtretenden Johann Braun, Pierre Cariers mit einer eigenköpfigen Konsequenz betrieb, und ging im Oktober 1923 mitsamt dem letzten Schriftleiter in den Organen der Sankt-Paulusdruckerei auf. So hatte sich der Kreis geschlossen: was seiner Zeit vom „Luxemburger Wort" ausgegangen war, kehrte nach drei Jahrzehnten ins „Luxemburger Wort" zurück. Auch der Urheber des Unternehmens ging bald darauf in einer andern Richtung heim: am 11. November 1923 fand er auf dem Friedhofe seines ehemaligen Lehrortes Ospern die letzte Ruhestätte.

Und der Bonaparte der Feder, welcher seiner Zeitung das Ziel gesteckt hatte, aus vielen Lesern ebensoviele Schreiber als Vermelder allerletzter Dorfgeschehnisse zu machen, war rascher vergessen als die Vor- und Mitgänger seiner nie verhasteten Emsigkeit. In seiner Kunst aber, den Reizen, die der Tag im kleinen produzierte, einen Ausdruck zu verleihen, der gleich weit von der Sensationierung wie von der Banalisierung des Stoffes abstand, war er kein geringer Meister: ein Historiker des leicht zu Übersehenden und also ein Seltsamkeitssammler auf dem Gebiete des Aktuellen, dem stets gelang, die Dokumente des schlichten Alltags auf den simpelsten Erzählton zu reduzieren! Beliebt blieb er bei Allen, die zwischen zwölf und zwei zu wissen begehrten, was „sie" in Dingsda und in Icksdorf am Vortage wohl angestellt haben mochten. Gab er dabei fortgesetzt mehr Schein als

Licht, so setzte sich doch etwas ab, das erkannt werden durfte als eine prickliche Irritation des Vorwitzes vor einer kurzweiligen Unterhaltung, der ein Schuß Pädagogik, religiös nüanciert, beigemischt war: ein bißchen Volksliteratur, kaum für den Tag, kaum für die Stunde, doch gern und ganz für den lichtesten Augenblick gedacht! Wo Eduard Michelis, Nikolaus Breisdorff, Johann Baptist Fallize und, weiter ab, Johann Peter Pünnel und Nikolaus Zieser den Kampf gegen Vorurteile als Horror wider Meinungen und als Passion für feste und begnadete Überzeugungen geführt hatten, war er bescheiden im Engrahmen seiner Möglichkeiten geblieben, um besten Falles, jedem Räsoniererworte abhold, durch Taten seine Freude am rechten Urteilen zu bekunden. Wenn er dennoch, als Mann des Maßes, der sogar das Einfachste ein klein wenig matronenhaft zu kleiden liebte, einen besonders gut geratenen Kleingeist der Heimat in jene Wut hineinzutreiben vermochte, die zum Regenschirme zu greifen und im Stadtpark einen bewaffneten Überfall auf den verblüfften Hauptschriftleiter zu inszenieren zwang, so bewies das vor der Geschichte nichts mehr, als daß die Schicksalsgleichheit der Journalisten, ob sie nun oben herrschen oder in den Mittelschichten regieren, durch alle Jahrzehnte und Jahrhunderte von den „schlag"fertigsten Vertretern des Schreib- und Lesemobs gewahrt wird.



Dr. Karl Lessel

DR. KARL LESSEL

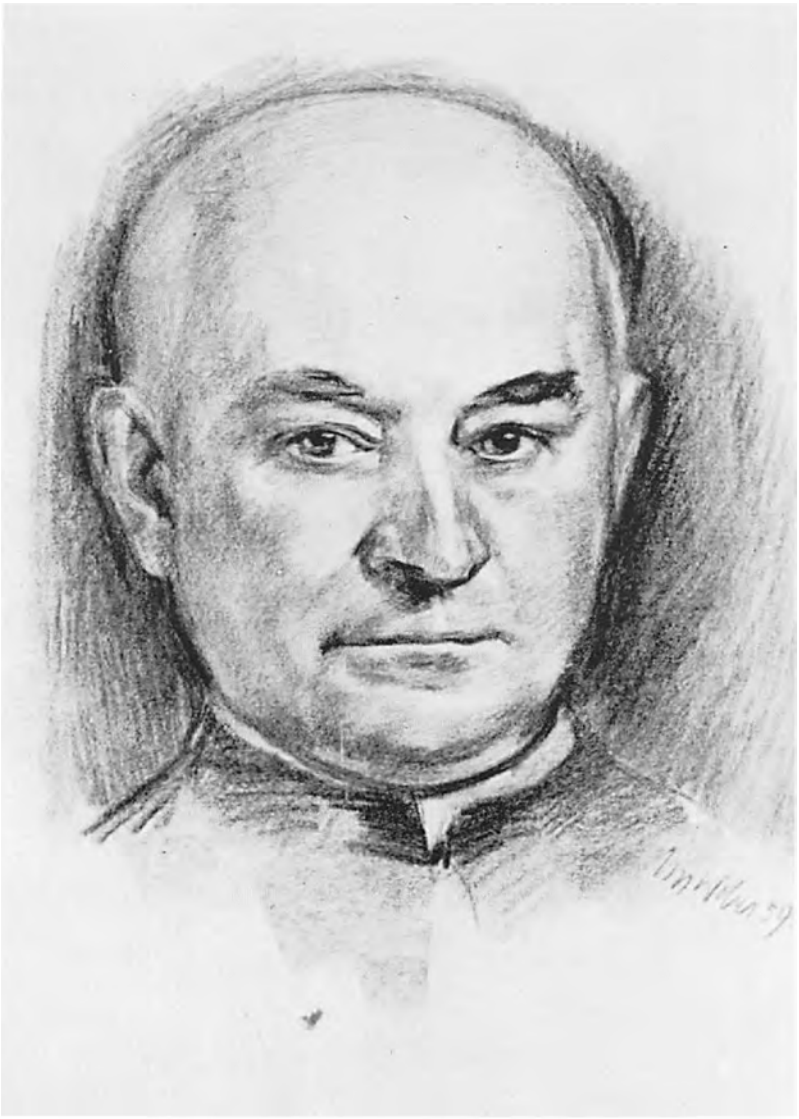
Das erste Lustrum des zwanzigsten Jahrhunderts begann und endete für das „Luxemburger Wort", die „Sankt-Paulus-gesellschaft", die Gebrüder Nikolaus und Johann Zieser und den Mitredakteur Joseph Massarette mit einer Kollektiv-Demission nach einem gerichtlichen Eklat um den auf Umwegen in die Zeitung geschmuggelten „Pharisäer"-Artikel, welcher den Liberalen nahegelegt hatte, Sittenstudien am eigenen, vom Ehebruch über die Unzucht und die „Engelmacherei" bis zur Familienauflösung reichenden, Unrat zu machen. Allen Unschuldsprotesten des eilends aus dem deutschen Erholungsbade heimgerufenen Druckereileiters, des Hauptschriftleiters und des Schriftleiters zum Trotze, wurde der verantwortliche Herausgeber, Johann Zieser, am 22. Juli 1905 zu einer — später reduzierten und dann auf dem Gnadenwege erlassenen — Gefängnisstrafe von einem Monat sowie zu einer Fünfhundert-Frankenbuße verurteilt. Unter der Pression dieses Spruches verließ das hintergangene Dreigestirn das Sankt-Paulus-Haus.

Schon am ersten Oktober löste ein anderes Trio die zu Pfarrern nach Garnich (Johann) und nach Redingen (Nikolaus) ernannten Demissionäre mitsamt dem Rompilger Massarette ab und stellte sich dem Lande vor in einer Komposition und Pflichtenaufteilung, welche mehr als Staunen auszulösen berufen war: Dr. Karl Lessel, der schneidige Hauptschriftleiter der sozialen Wochenzeitung „Das Luxem-

burger Volk", als Druckereidirektor, Abbé Johann Origer, Vikar von Liebfrauen, als Schriftleiter, und Abbé Emil Hentgen, Student der Nationalökonomie in Berlin, als Dritter im Bunde. In Redaktionsdingen sollten die Teile des Triumvirates gleichberechtigt sein: diese Wortfassung, der die Gleichbefähigung als Voraussetzung schnuppe war, enthielt ein Erbübel, welches fort und fort zu Reibereien und zu Leistungshemmungen führen mußte, obschon die Erstanstrengungen der unverbrauchten Anfänger, dank technischer Betriebsverbesserungen, auffallend gute Erfolge zeitigten.

Führender Geist und fähigster Kopf war unbestreitbar der im „Luxemburger Volk" erprobte und durch zweijährige Erfahrungslehren glatter gewordene Dr. Karl Lessel, den die Gegner in seiner neuen Machtposition nicht gerade mit Rosen zu begrüßen vorhatten. Drohte der junge Mann nicht dadurch Schule zu machen, daß er einen 1878 in Metz von luxemburgischen Eltern geborenen Dr. Friedrich Mack zu seinem Nachfolger im „Volk" werden ließ, wo dieser ohne weiteres Eroberer-elan und Eroberergeist vor den una voce eifernden Freimaurern, Sozialisten und Liberalen zu bekennen wagte? Das „Luxemburger Wort", das „Luxemburger Sonntagsblatt" und „Das Luxemburger Volk" in bester Besetzung, einander ähnelnd in der Prinzipienfestigkeit und sich gleichend auch im haltlosen Auftrieb, — das war eine ebenso feuerige wie gefährliche Troika, welcher, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, mit nachdrücklicheren Machtmitteln im Parlamente, in der Regierung und in den Geheimstuben des Antiklerikalismus zugesetzt werden mußte! Verleumdungslasten drauf und weg damit!

Der am 19. Januar 1877 in Grevenmacher geborene, einer eingewanderten alttyroler Maurerfamilie entstammende und bedeutenden Vorfahren verpflichtete Karl Lessel, dessen Vater, gleich dem des Dr. Johann Baptist Fallize, Gerber war, hatte den meisten seiner bekannteren Gegner, wie Robert



Dr. Fr. Mack

oder Xavier Brasseur und Dr. Michel Welter, den solideren Wissenfundus voraus: als Docteur en droit war er in sämtlichen Rechtsfragen ganz daheim und als Mann mit literarischen Neigungen und sozialökonomischen Präferenzen hatte er seine gründlichen Studien in Luxemburg, Freiburg-Schweiz und Berlin — von 1896 bis 1903 — so ausgerichtet, daß er auf beiden Gebieten später als Experte hätte wirken können. Es war kein Zufall, daß er als Jugendlicher eine literarhistorische Studie über „Karl May" verfaßt und 1899, als Zweiundzwanzigjähriger, im „Luxemburger Wort" hatte erscheinen lassen; und es war kein Zufall, daß er seine Universitätsthese: „Die Entwicklungsgeschichte der kanonistisch-scholastischen Wucherlehre im dreizehnten Jahrhundert", als er sie 1905 im Druck veröffentlichte, einen „Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Wirtschaftstheorien" nannte. Mit einem natürlich wirkenden Aplomb definierte er in der ersten Nummer seines „christlich-sozialen Blattes" das Programm der Auftraggeber:

„Wenn wir heute mit einem neuen Blatte vor die Öffentlichkeit treten, so geschieht das nicht etwa deshalb, weil wir der Ansicht wären, das Nachrichtenwesen sei in unserem Lande nicht genügend entwickelt. Vielmehr könnte man behaupten, es würde vielleicht zuviel in dieser Hinsicht getan, da ja fast jede größere Ortschaft ein eigenes Lokalblatt besitzt.

Wir beabsichtigen mit diesem neuen Blatte, uns in den Dienst einer Bewegung zu stellen, die seit einigen Jahren hierzulande ganz unverkennbare Zeichen ihrer Bedeutsamkeit und Nachhaltigkeit gegeben hat, an der sich jedoch die Masse des Volkes nicht nachdrücklich und andauernd interessieren konnte, weil ein eigenes, hauptsächlich mit dem gedachten Zwecke sich befassendes Organ fehlte. Diese Bewegung ist das Streben nach wirtschaftlicher und sozialer Organisation.

Nicht nur die Handel- und Gewerbetreibenden, sondern auch die Landwirte und Industriearbeiter beginnen einzusehen, daß die Welt eine andere geworden ist. Wer in der althergebrachten Weise fortwirtschaften will, merkt bald zu seinem Schaden, daß das nicht mehr geht. Alle Stände sehen sich genötigt, ihre Betriebsweise den veränderten Verhältnissen anzupassen.

So entwickelt sich allgemach aus der alten Wirtschaftsordnung eine neue, und jeder Stand soll sich bestreben, in der neuen Ordnung, auf

welche die Gesellschaft zusteuert, eine erträgliche Stellung zu erlangen. Die allgemeinen Mittel hierzu sind: Beeinflußung der einschlägigen gesetzgeberischen Maßregeln und Anwendung der genossenschaftlichen Selbsthilfe.

Die materielle Lage des Volkes wirkt auf das ganze soziale Leben zurück und deshalb müssen wir auch die Erscheinungen und Forderungen des letzteren in unser Programm einbegreifen.

Auf den eben geschilderten Zuständen beruhen die Grundsätze und die Eigenart unseres Programmes. Und da ist es denn vor allem klar, daß wir nicht ausschließlich die Interessen eines Standes, sondern die Interessen des ganzen Volkes in seinem wirtschaftlichen Streben vertreten. Von diesem Gesichtspunkt haben wir uns bei der Wahl des Namens unserer Zeitung leiten lassen.

Es sei des weitern hier betont, daß wir nicht gewillt sind, irgend einem Stande unbegrenzte Hoffnungen und unerfüllbare Wünsche vorzuspiegeln. Wer in der Volkswirtschaftspolitik ernste Arbeit leisten will, darf nicht mit entfernten Möglichkeiten, sondern muß mit den bestehenden Verhältnissen rechnen. Jedem berechtigten Fortschritt soll in unserm Blatte in weitherziger Weise das Wort geredet werden.

Wir bezeichneten oben die gesetzgeberischen Maßnahmen und die genossenschaftliche Organisation der Stände als die beiden Hauptfaktoren, die bestimmend auf die neue wirtschaftliche Ordnung einwirken werden. Aus diesem Grunde müssen auch wir uns nach dieser doppelten Richtung hin betätigen.

In erster Linie sollen die Gesetzesvorschläge, die eine volkswirtschaftliche Tragweite haben, und die entsprechenden Kammerdebatten aufmerksam und kritisch verfolgt werden. Ferner werden wir die Erfahrungen der Nachbarländer zur Vergleichung mit unseren Verhältnissen heranziehen. Erprobte Einrichtungen anderer Länder werden wir ganz oder mit gewissen Modifikationen zur Nachahmung empfehlen. Endlich sollen die Nachteile bestehender Verhältnisse und Einrichtungen, die dem Fortschritt hinderlich sind, in fachmännischen Artikeln gemeinverständlich dargelegt werden.

Als einen weiteren Teil unserer Hauptaufgabe sehen wir die Berichterstattung über die gesamte genossenschaftliche Bewegung an.

Leider sind wir hierzulande noch weit davon entfernt, eine brauchbare Statistik der gesamten Volkswirtschaft zu besitzen, aber die Aufschlüsse, die uns durch unsere Korrespondenten und Mitarbeiter geliefert werden, genügen für den von uns angestrebten Zweck.

Die materielle Lage des Volkes beeinflußt das gesamte soziale Leben — und so erweitert sich unser Programm zur Anstrebung der sozialen Gerechtigkeit, zur sozialen Aktion.

Nicht nur materielle, sondern auch moralische und geistige Interessen besitzt das Luxemburger Volk. In der Verfechtung derselben werden uns — dem Untertitel des Blattes gemäß — neben den Grundsätzen einer vernünftigen Sozial- und Wirtschaftspolitik die Grundsätze des Christentums als Leitsterne dienen."

Bereits in der dritten Nummer durfte er die Geburt des „Volksvereines" ankündigen und das Operationsfeld der jungen Bewegung abstecken:

„Schon seit längerer Zeit hat man sich in Luxemburg mit dem Gedanken getragen, einen engeren Zusammenschluß der Katholiken des Landes zu betreiben.

Am letzten Sonntag war an eine Reihe katholischer Männer der Stadt und Umgegend die vertrauliche Einladung ergangen, in dem Gesellenhause einer Versammlung beizuwohnen, in welcher der Zweck und die Form dieses Zusammenschlusses besprochen werden sollten. Nachdem Hr. Stadtpfarrer Lech die Notwendigkeit dieser Bewegung dargelegt und ein kurzer Meinungsaustausch stattgefunden hatte, wurde unter jubelnder Begeisterung im Prinzip beschlossen, einen allgemeinen Volksverein zu gründen, der sich über das ganze Land erstrecken soll. Auf einmütiges Verlangen wurde schon für nächsten Sonntag eine Versammlung anberaumt, in der die weiteren Schritte zur Verwirklichung des Projektes getan werden sollen.

Wie der deutsche, so bezweckt auch der luxemburgische Volksverein: durch Verbreitung von Schriften, durch Versammlungen und Konferenzen zur Aufklärung über soziale Fragen und christliche Sozialreform beizutragen, und den Angriffen auf unsere religiösen Überzeugungen energisch entgegenzutreten.

Der Plan eines Volksvereins lag, wie oben bemerkt, schon seit längerer Zeit vor, und seine Ausführung wurde nur durch die jüngsten Vorkommnisse in der inländischen Politik beschleunigt.

Liberale und Sozialisten haben sich dahin geeinigt, mit vereinten Kräften gegen den ‚Klerikalismus', d. h. die Katholiken vorzugehen. Unser christliches Programm besteht in der Abweisung dieser Angriffe.

Was unser soziales Programm betrifft, so bezeichnete man uns in der Kammer als ‚Süßwassersozialisten'. Dies sind wir allerdings, wenn man die waschechten Sozialdemokraten als Meerwassersozialisten, als soziale Haifische bezeichnet, die alles verschlingen wollen.

Wir befürworten allerdings eine Besserung der Lage der Industriearbeiter (durch Versicherungen usw.), aber wir bedenken, daß die Beamten, die Bauern, die Handwerker und die Handeltreibenden auch Leute und steuerzahlende Bürger sind.

Die Sozialisten wollen unsern Arbeitern die Religion entreißen und bieten ihnen als Ersatz unerfüllbare Hoffnungen. Sie behaupten, es sei unmöglich, Arbeitgeber und Arbeiter ins Einvernehmen zu setzen und deshalb bleibt ihnen nichts übrig, als die Erbitterung und den Haß in alle sozialen Verhältnisse hineinzutragen.

Wir sind überzeugt, daß alle Anstrengungen der Gegner an dem gesunden Sinn und der religiösen Überzeugung unseres Volkes scheitern werden. Aber deshalb muß das Volk sich organisieren und sich in einem Volksverein zusammenscharen.

Der nächste Sonntag wird in der Geschichte der christlich-sozialen Bewegung des Großherzogtums ein denkwürdiges Datum werden.

Also noch einmal: Die Christlich-Sozialen vor!"

Lag das Schwergewicht der Lessel'schen Redaktionstätigkeit auch auf dem Sozialwirtschaftlichen, so verfolgte er doch mit Blick- und Urteilsschärfe, Witz und Humor die kuriosen Produkte der praktischen Landespolitik. Dabei hobelte er nach Herzenslust an den gröbsten Unebenheiten herum. Etwa so:

„Herr Mongenast hat am Dienstag noch einmal das Boni totgesagt, Hr. Prüm machte es am Mittwoch wieder lebendig; schließlich liegt nur ein Wortstreit vor: ‚Boni' oder ‚Reserve', die Hauptsache ist das Geld, und das haben wir ja.

Als Antwort auf die Anklage des Hrn. R. Brasseur, der mittlere Unterricht werde dem Klerus ausgeliefert, ließ Hr. Mongenast Zahlen reden, die bekanntlich eine unerbittliche Logik haben; 14 Geistliche, sagte er, stehen 76 Laien im Professorenkorps gegenüber; der Geistliche müsse viel größere Opfer bringen, um Professor zu werden, als der Laie, was doch einen echten Beruf voraussetze u.s.w.

Den Beweis mit Zahlen läßt tags darauf Herr R. Brasseur nicht gelten, operiert aber gleich auch mit Zahlen und findet unter drei Direktoren der Lehranstalten zwei Geistliche. Daß er die Direktoren der Industrieschulen nicht mitzählte, die Laien sind, paßte eben in seinen Kram. ‚Er schnobbert, was er schnobbern kann, er schnobbert Jesuiten.'

Heilloses Pech hatte er dann mit dem Lehrbuch der Geschichte von Welter, in dem er seiner Zeit Geschichte studiert haben soll. Will dieser Herr über ein Handbuch zu Gerichte sitzen, dann sollte er dasselbe wenigstens kennen; aber er hat scheinbar aus demselben nur den einen Satz behalten, ‚Luther habe vierzehn Frauen gehabt' und der steht gar nicht darin. ‚Vorzeigen!' hieß es, und die Niederlage des Hrn. R. Brasseur war vollendet. Er kann auch sagen, wie es im Liede heißt: ‚Hätt ich

ein bißchen mehr studiert!' Kirchengeschichte hat er ‚einmal gelesen' und wie er Profan-Geschichte studiert hat, davon zeugt die Blamage von Mittwoch. Und von dieser Güte sind jedesmal die Beweise der Liberalen, wenn sie die Kirche bekämpfen. Allenfalls hat Hr. R. Brasseur bewiesen, daß er in Unterrichtsfragen nicht mitsprechen soll."

Oder er trug „Parlamentarische Farcen" als Prachtstücke gegnerischer Intelligenz auf:

„Was versteht man unter einer politischen Zeitung? Dr. Welter antwortet im Kammerbericht:

1. ‚Man muß sich fragen, welche Personen die Zeitung redigieren, und wenn dies politische Persönlichkeiten sind, so ist das schon ein Anhaltspunkt für die Tendenz der Zeitung.'

Also eine politische Zeitung ist eine Zeitung, die von einer politischen Persönlichkeit redigiert wird. Was aber ist eine politische Persönlichkeit? Das ist eine Person, welche Politik treibt. Was aber ist Politik? Politik ist, wenn z. B. u. a. etwas in einer politischen Zeitung steht. Was ist nun eine politische Zeitung? Siehe oben.

Hr. Welter sagt auch, man muß sich fragen, welche Personen die Zeitung redigieren (Nein, das muß man nicht: ‚man' soll sich vielmehr nicht um die Privatangelegenheiten anderer Leute kümmern). Wer hat sich z. B. blau und rot geärgert, wenn wir Hrn. Welter nur als Redakteur des ‚Escher Journal' bezeichneten?

Kann übrigens ein Politiker nicht auch unpolitische Dinge schreiben? Dr. Welter hat einmal eine Abhandlung über den berüchtigten Bazillus Clathodrix geschrieben, welcher seinerzeit die ganze Stadt in heitere Stimmung brachte. War das Politik?

2. ‚Man muß ferner die Natur des Unternehmens, den Zweck der Zeitung, ihre Hintermänner, die das Geld dazu hergeben, und schließlich den Zweck in Erwägung ziehen, zu welchem das auf dem Blatt verdiente Geld verwandt wird.'

Um also zu sehen, ob ein Blatt politischer Natur ist, muß man die Natur des Blattes untersuchen. Will man sehen, ob ein Blatt einen politischen Zweck hat, dann muß man den Zweck des Blattes in Erwägung ziehen. Das sind Sätze, die einer klaftertiefen Weisheit entspringen.

Das ‚Sonntagsblatt' aber, sagt Hr. Welter, ist jedenfalls, ist offenbar, ist unstreitig ein politisches Blatt. Wer es nicht glaubt, der ist ein Einfaltspinsel, ein Schafskopf (und die anderen Ausdrücke, die ich in der Kammer gebrauche); wer es nicht glaubt, dem halte ich die Faust unter's Kinn, wie ich das anderweitig in der Kammer schon getan habe. ‚Willst

du nicht mein Bruder sein, hau' ich dir den Schädel ein.' ‚Wer nicht pariert, der fliegt.'. Also ist das Sonntagsblatt politisch.

Auch die Verwendung des auf einem Blatt verdienten Geldes soll in Erwägung gezogen werden. Setzen wir den Fall, Herr Welter würde seine etwaigen Einkünfte aus dem ‚Escher Journal' für seinen Haushalt verwenden, ist dann dieses Blatt ein Haushaltungsblatt, ein Blatt für Köchinnen?! Oder umgekehrt: Wenn Hr. Welter das in seiner ärztlichen Praxis verdiente Geld in das ‚Escher Journal' steckt, wird dadurch diese Praxis politisch?

3. ‚Der politische Charakter des Blattes ergibt sich noch aus folgendem: ‚Luxemburger Wort' und ‚Sonntagsblatt' haben dieselbe Beilage: das Unterhaltungsblatt. Als Teil des ‚Wort' hat also das Unterhaltungsblatt politischen Charakter. Wird nun diese politische Beilage mit dem Sonntagsblatt versandt, so muß das Sonntagsblatt, das mit dem Unterhaltungsblatt ein Ganzes bildet, ebenfalls politischen Charakter haben.'

Wir antworten: Das Sonntagsblatt ist ein religiöses Blatt. Als Teil desselben hat also das beigelegte Unterhaltungsblatt den religiösen Charakter. Wird nun diese religiöse Beilage auch mit dem ‚Wort' versandt, so muß das ‚Wort', das mit dem Unterhaltungsblatt ein Ganzes bildet, ebenfalls den religiösen Charakter haben. Folglich ist das ‚Wort' vom Postmonopol zu befreien.

Man merke wohl, daß Hr. Welter seine schönen Argumente aus dem advokatischen Gefasel des Hrn. Robert Brasseur herübergenommen hat. Letzterer wird in Nr. 24 des Kammerberichtes (1. Beilage) als R. Vrasseur bezeichnet. Nicht Frasseur, sondern Farceur muß es heißen."

Berühmt bei den Freunden und berüchtigt bei den Nichtfreunden wurden Lessel'sche Plaudereien dieser Art:

„Mit Erlaubnis des freundlichen Lesers gehen wir jetzt zu einem Thema über, in welchem ebenfalls Ohren vorkommen, und zwar in beträchtlicher Anzahl. In der Kammersitzung vom 26. Januar stieg Hr. Simons eigens von seinem Präsidentensessel herunter, um dem Lande (laut Kammerbericht) folgendes Rätsel aufzugeben: ‚Die Geistlichkeit ist hier durch 36 Ohren und 36 Stimmen vertreten.'

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß in der gesamten sichtbaren Schöpfung die Ohren paarweise auftreten. Sollte nun Hr. Simons behaupten, daß die Zahl der Ohren richtig angegeben ist, dann hat er sich bezüglich der klerikalen Stimmenzahl eine 100prozentige Flunkerei geleistet. In diesem Falle wäre Hr. Simons nicht zum Präsidenten gewählt worden. Versteift er sich nun trotz alledem auf die Richtigkeit der angegebenen Stimmenzahl, dann muß er sich dazu bequemen — o Graus! — die Zahl der Ohren um 36 Stück zu vermehren.

Man ist gebeten, eventuelle andere Lösungsversuche zu unserer Kenntnis zu bringen. — —

Während Hr. Eyschen den Fixstern darstellt, der nun seit Jahren am Ministertische unwandelbar festgebannt ist, kreist der Hr. Deputierte Laval in den Kammersitzungen unaufhörlich und kometenmäßig im Saale umher. Keine Ruhe und Rast gönnt sich dieser unermüdliche Kammerspaziergänger, in dessen Adern ganz sicher eine bedeutende Portion Blut von Ahasver, dem ewigen Juden, rollt. Die Tätigkeit dieses Abgeordneten verdient zweifelsohne eine höhere Entschädigung als die einfachen Präsenzgelder, weshalb wir ernstlich raten, ihm Kilometergelder zu bezahlen."

Nicht einmal die gesetzteren, weil vom Ideenernst beschwerten Leitartikel vermochten den Schalksgeist zu verleugnen, der den Tadel mit Ironie und das Lob mit Scherz zu servieren verstand. Hübsch klang es, wenn der gute Kenner „ein wenig Wirtschaftsgeschichte" dozierte:

„Man wird sich noch an die bauchfellerschütternde Behauptung des Hrn. Ruppert erinnern, der Erfinder der Buchdruckerkunst habe auf dem Scheiterhaufen geendet. Der brave Gutenberg ist wahrscheinlich in seinem Bette selig entschlafen, aber im Interesse der Wahl des Hrn. Ruppert mußte er, allerdings erst mehrere Jahrhunderte nach seinem Ableben, den schrecklichen Verbrennungstod erleiden.

Hr. R. Brasseur war voriges Jahr so gütig, den armen Luther mit 14 Frauen zu beschenken. Der Hr. Stadtdeputierte ist der erste Geschichtsforscher, der diese sensationelle Entdeckung gemacht hat, und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke, die liberale Mär von der „Verklerikalisierung" der Schule zu beweisen.

So verdrehen die Liberalen die geschichtlichen Ereignisse, so verrenken sie die Tatsachen im Interesse ihrer Parteipolitik. Das Publikum ist jetzt etwas auf seiner Hut vor den historischen Leistungen der liberalen Forscher. Deshalb verlegen diese sich gegenwärtig auf ein Feld, wohin nicht jeder folgen kann, nämlich auf das der Wirtschaftsgeschichte.

Hr. R. Brasseur hat, wahrscheinlich nach angestrengten Studien, die Beobachtung gemacht, daß der Katholizismus eine Reihe von Nationen wirtschaftlich zu Grunde gerichtet — oder, um uns der Redeweise des Hrn. Stadtdeputierten zu befleißen — ‚auf den Hund gebracht' hat. Es lohnt sich der Mühe, diesen Hund ein wenig zu sezieren.

Die alten Römer und Griechen, die Araber und die Türken hatten ihre wirtschaftliche Glanzperiode, aber es trat für alle ein Zeitpunkt des unaufhaltsamen Verfalles ein. Gemäß der liberalen Theorie müßten diese Völker katholisch gewesen sein. Nicht wahr, Hr. Brasseur.

Auf der andern Seite hat es katholische Länder gegeben, die zu höchstem wirtschaftlichem Wohlstand gelangt sind. Das dürfte eigentlich nicht der Fall sein. Nicht wahr, Hr. Ruppert.

Welcher Blüte hatte sich z. B. Italien zu erfreuen, als es noch echt katholisch war! Man denke nur an Städte wie Venedig, Genua, Pisa, Florenz u.s.w., die in Kunst, Wissenschaft, Handel und Politik Großartiges leisteten! Man denke noch ferner an das katholische Belgien des Mittelalters! Löwen, Gent, Brügge, Antwerpen u.s.w. konnten sich mit den italienischen Städten vergleichen. Man denke an das katholische Deutschland des Mittelalters, das erste Land der Welt in jenen Zeiten der Alleinherrschaft des Katholizismus! Spanien, Portugal, Frankreich haben ihre Zeit der Größe und des Ruhmes gehabt, als sie gut katholisch waren.

Wir ziehen aus all den angeführten Tatsachen den Schluß, daß nicht die Religion den Urgrund des materiell-wirtschaftlichen Niederganges oder Hochstandes der Völker bildet.

Heute nimmt z. B. das katholische Belgien unter den Industriestaaten eine hervorragende Stelle ein. Wenn Spanien und Italien in dieser Hinsicht zurück sind, so kommt das zum großen Teile daher, daß Spanien nur wenig und Italien gar keine Kohlen hat, was die Entwicklung der Industrie stark hemmt. Also die materiellen Vorbedingungen sind maßgebend; nicht die Religion.

Mit dem eben Gesagten ist ganz gut vereinbar, daß die moralischen Vorschriften der Religion dazu beitragen können und im Laufe der Geschichte mächtig dazu beigetragen haben entweder die Blütezeit einer Nation dauernder zu gestalten oder den Niedergang zu verlangsamen.

Die Religion hält ja sowohl dem Einzelnen als der Gesamtheit stets die Grundsätze der Gerechtigkeit vor. Die Gerechtigkeit ist aber die beste Stütze des Gemeinwohles.

In diesem Ideengang sagt der berühmte Nationalökonom Adolf Wagner: ‚Wenn im Wirtschaftsleben jeder das Gute um des Guten willen, das Rechte um des Rechten willen täte, dann wäre wieder der Idealzustand erreicht, sowohl nach den Ergebnissen, als auch nach der moralischen Seite des wirtschaftlichen Handelns.'

Wir möchten gerne wissen, welche christliche oder katholische Lehre oder Einrichtung dem wirtschaftlichen Aufschwung entgegensteht. Man führe sie doch an, anstatt das Publikum mit Redensarten abzuspeisen!

Es sei übrigens hier noch betont, daß wir von wirtschaftlichem Hochstand einen ganz andern Begriff haben als die Liberalen. Letztere sehen darin nur das politische und wirtschaftliche Übergewicht eines Volkes, während wir auch untersuchen, ob bei diesem Volke die großen Arbeitermassen ein menschenwürdiges Dasein führen können.

Hieraus erklärt sich der himmelweite Unterschied in der Beurteilung der Wirtschaftszustände Englands zu Ende des 18. und während des 19. Jahrhunderts.

Die Mächtigen, die wirtschaftlich Starken gelangten in diesem Zeitraum zu nie gesehenem Reichtum: das ist richtig. Aber wer hat während dieser Zeit das unsägliche Elend des arbeitenden Volkes verschuldet? Wer anders als der Liberalismus, mit seiner schrankenlosen Freiheit des spekulativen Privatkapitals?

Es wäre ein Leichtes, bis in die kleinsten Details den Nachweis zu führen, daß die liberalen Wirtschaftsprinzipien schuld sind an der Frauen- und Kinderarbeit und deren zersetzendem Einfluß auf die Familie, an der ununterbrochenen Nachtarbeit mit ihrem verheerenden Einfluß auf die Volksgesundheit.

Wer hat in jener Zeit die Armenverwaltung von London gezwungen, jugendliche Waisen, Findlinge und Besserungsbedürftige beiderlei Geschlechts im Alter von 6-10 Jahren massenweise in die ungesunden Fabriken zu stecken? Wer hat diese Kinder unter Anwendung körperlicher Strafen gezwungen, 14 bis 16 Stunden täglich zu arbeiten? Wer hat solche Hungerlöhne gezahlt, daß für die Nahrung der Arbeiterinnen oft nur 4 Sous per Tag blieben u. dgl.? Wer anders als das unersättliche, gierige liberale Kapital? Wer anders als die mächtigen englischen Fabrikherren fast während des ganzen 19. Jahrhunderts?

Und jetzt mag der Präsident der liberalen Liga, Hr. R. Brasseur, seiner Bewunderung für England freien Lauf lassen! Jetzt mag er den bedeutsamen Neujahrsgruß der ‚Zeitung' wiederholen: ‚Zehn Starke zählen zusammen für Hundert. ... Zehntausend Menschen sind nicht den einen wert, der mit aufeinandergebissenen Zähnen auf sein Ziel lossteuert.' —

Einen vollständigen Mangel an Geschichtskenntnis beweist endlich die Behauptung, dem Liberalismus seien die Fortschritte auf allen Gebieten zu verdanken. Nein! besonders die technischen Fortschritte sind der Wissenschaft gutzuschreiben. Noch nie hat jemand eine Erfindung gemacht, nur weil er liberal war; die wissenschaftlichen Fortschritte wären auch ohne den Liberalismus durch die Wissenschaft bewerkstelligt worden. Die eigennützige, maßlose Ausbeutung derselben hat der Liberalismus auf dem Kerbholz — allerdings!
Selbstsüchtige Ausbeutung ist überhaupt das Kennzeichen des Liberalismus, deshalb müssen wir verhindern, daß die Liberalen auch die Wirtschaftsgeschichte im Interesse ihrer egoistischen Parteipolitik ausbeuten und mißbrauchen.'

Das war der bedächtig ausschreitende, stets heiter gestimmte und nie dem Griesgram erliegende Mann, der den Aufschwung des „Luxemburger Wort", unter der dauernden

Mitleitung des Abbé Johann Origer, unter der periodischen Mitwirkung des Abbé Emil Hentgen, durch die besonders geschickte Kollaboration der aus dem Schröll-Hause übernommenen Goebel-Dynastie, die den Bruder Eduard recht bald aus der Geschäftsleitung in die Auslandsredaktion abordnen sollte, und durch die Ansiedlung der Sankt-Paulusgesellschaft im Bahnhofsviertel, schon 1906 manifest werden ließ. Die Unleugbarkeit der inneren Stabilität und der äußeren Ausdehnung führte geradeswegs zum Erstarken des Zusammengehörigkeitsgefühls der Katholiken und dementsprechend zu einer Solidaritätshaltung in der Kultursphäre, die sich am fühlbarsten in neuen Gemeinschaftsbildungen politischen, religiösen, wissenschaftlichen und professionellen Charakters offenbarte: der „Volksverein", zu dessen Direktorium Dr. Karl Lessel gehörte, begann, das Land im besten Sinne aufzuwecken, wenn nicht aufzuschrecken; die 1905 gegründete „Volkshochschule" wurde, unter den fortgesetzten Impulsen des beredten unermüdlichen Generalsekretärs Jacques Meyers, zu einem Sammelplatze der einheimischen Gelehrten katholischer Observanz; der katholische Akademiker-Verband vervollständigte 1910 die Sammlung christwertbewußter Menschen nach der Jugendseite hin; die Publikation des „Escher Anzeigers" unter der Leitung von Johann Braun verlieh der laut und lauter werdenden „Wort"-Stimme ein kräftiges Echo im Süden; Abbé Johann Origers Kammerrevuen vermittelten politische Klarstellungen zu kirchenfeindlichen Trübungsversuchen; Ludwig Helds Betrachtungen zu den brennenden Schulfragen führten 1912 zu neuen Einsichten und entschiedeneren Kampfeshaltungen; und mit der Thronbesteigung Maria-Adelheids fing, als Folge fortgesetzter Deutungs- und Herausforderungstaten Lessel'scher Prägung, das luxemburgische Nationalgefühl sich kühn und kühner zu offenbaren an. Das blühte, allen kulturkämpferischen Handlungen der Genossen um Emil Mark und Dr. Michel Welter zum Trotze, nicht übel nach den Erwartungen jener Katholiken-

führer, die sich anschickten, auch auf dem Gebiete der politischen Aktionen sich parteimäßig zu gruppieren.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges ließ mit diesem Plane viele andere gute Absichten unverwirklicht. Dr. Karl Lessel gab das Amt des Sankt-Paulus-Druckerei-Leiters an den Kollegen Johann Origer ab, um sich intensiver auf redaktionelle Tätigkeiten zu konzentrieren und durch die Macht der stärkstmöglichen Presse präsenten und kommenden Gegenmächten zu replizieren. Zwar versuchte er noch 1915 als Kandidat der Rechten auch in der aktiven Politik seinen persönlichen Einsatz zu wagen, allein er blieb, obwohl die Freunde fünfundzwanzig Sitze von zweiundfünfzig erobern konnten, im Wahlkreise Luxemburg-Land mit sechshundertfünfunddreißig Stimmen — gegenüber sechzehnhundertzweiundsechzig für seinen erbitterten Opponenten, Brasseur — auf der Strecke. Inzwischen gaben ihm die deutschen Okkupanten andere Probleme zur Lösung auf, denen gegenüber der dekretierte Zimmerarrest von 1914 nur eine Lappalie war.

Im Kampfe mit dem Drachen, der bald germanische, bald luxemburgisch-liberale, bald -sozialistische und bald -kommunistische Züge trug, stellte er sich immerzu als Mann der eindeutigen Oppositionshaltung: die republikanischen Umsturzenthusiasten von 1919 bedrängte er genau so nachhaltig wie die Anti-Dynasten in der Referendumskampagne, die mit dem Siege der nationalen Vernuft beendet werden durfte. Als die Union der Herzen in der Großherzogin Charlotte und im Prinzen Felix zum Symbol einer neuen Friedensära wurde, bedeutete der Anbeginn für ihn das Ende eines langen Kleinkrieges im Innern der Sankt-Paulus-Druckerei und doch auch wieder den Anfang einer andern Karriere an den ruhigeren Gestaden der landwirtschaftlichen Genossenschaften: er verließ die Redaktion des „Luxemburger Wort", leitete die „Mitteilungen", wurde zum „Kalenderonkel", plauderte, historisierte, verfaßte kluge Abhandlungen

wie die rechts- und kulturhistorische Studie „Des Amechts Anfang und Ende" und fühlte sich wohl in einem Milieu der Hetze- und der Intrigelosigkeit.

Und er konnte nicht ahnen, daß die Fügung ihn beim Verlassen des Sankt-Paulus-Hauses aus dem Wege des grauenhaftesten Verderbens führte, dem der Nachfolger Johann Origer, fern der Heimat und ferner noch den Heilsproben der Humanität, zweiundzwanzig Jahre später erliegen sollte, während ihm noch fünfzehn Jahre Überleben geschenkt wurden, bevor er, am 22. Februar 1957 seine schriftstellerische wie jede andere Tätigkeit für immer beschließen mußte.

Was sich zwischen den einzelnen Daten abgespielt hatte und weiterhin abspielen sollte, war die Erfüllung einer Mission. Ein Mann von Herz entsprach seiner Sendung des Aufrechten: als Apostel der Wahrheit im religiösen Sinne, welt- und geistaufgeschlossen wie nur Wenige, gebrauchte er die Presse, um der Erziehung des Volkes im nachschulischen Sektor seine reichsten Kräfte zu widmen.

Dazu brachte er, als Virtuose der gefälligen Darstellungsweise, alle Voraussetzungen mit: klare Gedanken, die immerdar der Mediokrität aus dem Wege gingen; einen beschwingten Stil, der die Langeweile unterband; den Humor des Menschenkenners, der, in der Liebe zum Geschöpfe leidend, weil die Wirklichkeit niemals seinen höheren Erwartungen entsprach, das Lächeln des Vertrauenden über die Tränen des Enttäuschten legte; wenn es sein mußte, jene satirische Essenz, die ätzend in die Lüge, in die Heuchelei und in die Unmoral der Gegner eindrang: feste, weil in sich gesicherte Grundsätze und den unerschütterlichen Glauben dessen, der sich gerne Dunkelmann gescholten hörte, wenn er Licht über Licht verbreitet hatte!

Nicht die Kanaille, die auch lesen kann, zu unterhalten, war der Zweck seines Schaffens, nein, den echten Teil der

Nation im Wesentlichen zu nähren, das Ziel seiner ausdauernden Arbeit. Dann und wann empfand er wohl die Furcht des isolierten Kämpfers, seine kostbare Zeit umsonst zu vergeuden, da er die Welt, die er ansprach, nicht mehr erröten, sondern nur noch in ihrem neuesten Parteisymbol und in ihrer entsetzlichsten Klüngelfarbe rot und röter werden sah, allein er hielt es mit dem geschätzten Louis Veuillot: „On discerne, on s'indigne et l'on reste debout; on est fier d'avoir bien vécu, on se propose de bien mourir".

Er war, von den Fingerspitzen, zwischen denen, unter den fortwährenden Impulsen seines Innern, die Feder erbebte, bis zum Herzen, das von Zeit zu Zeit die körperlichen Schwächen flackernd zur Kenntnis nahm und dennoch hunderttausend Schwierigkeiten erstaunlich gut überstand, ein berufener Pressemann, der von sich sagen lassen darf: Viel befehdet und viel gelästert, aber stets der ganzen Gerechtigkeit ergeben, die am Ende, vielleicht durch seine Hilfe und wahrscheinlich unterm Sporne seiner ewigen Aneiferungen, die zeitweiligen Triumphe der Unehrlichkeit im Intellekte, der Niedertracht in der Gesinnung und der Korruption im Geiste seiner Feinde überstrahlen wird!

Die Unliebsamkeiten und die Widerwärtigkeiten seiner Profession waren ihm so geläufig, daß er im Jahre 1910 die Plauderei „Ein gefährlicher Beruf" zur Zeugin seiner üblen Erfahrungen machen durfte. Die Form der Groteske, die er zu diesem Zwecke wählte, verhinderte nicht die Entschlüsselung der Geschichte, die das Wirkliche ins Phantasiereich transponierte, aber die tatsächlichen Verhältnisse unter den Übertreibungen hatte durchschimmern lassen. Zitiert sei nur die zweite Hälfte des heiteren Intermezzos:

„Nach der Sitzung, die ich mit ziemlich gemischten Gefühlen verließ, traf ich meinen Chef bei dem Arzte, der den Verband eben fertiggestellt hatte. Der Patient bat mich, ihm sofort mein Manuskript vorzulegen. Er war schnell damit zu Ende und fragte:

— Halten Sie darauf, Ihr Leben zu verlieren?

— Einstweilen noch nicht.

— Aber, Sie Unglücksmensch, dann schreiben Sie doch keinen solchen Bericht! Wenn der dem Dr. Welter vor die Augen käme, wären Sie oder ich ein toter Mann.

— Dann lieber Sie, sagte ich mit Überzeugung.

Über sein Gesicht glitt ein aus Verachtung und Melancholie gewobenes Lächeln; schließlich äußerte er fast väterlich: ‚Sie dürfen mir aufrichtig Dank wissen, daß ich Ihren Bericht korrigiere, denn schon morgen würde Ihnen im Auftrag des Dr. Welter ein Mitglied des Lackklubs auflauern, den Dolch im Gewande. Das ist hier so.'

‚Das ist hier so', war bei ihm zur stehenden Redensart geworden und schien wirklich das Leitmotiv seiner Lebensphilosophie zu sein.

Er zog hierauf seinen Tintenstift und machte sich über mein Manuskript her. Ich hatte geschrieben: ‚In längerer Rede verbreitete sich Hr. Dr. Welter über den Gegenstand seiner Initiativvorlage und zeigte die interessante Verwendung, die das schädliche Insekt bei der Vertilgung der Bazillen des Leitungswassers finden könnte. Die Idee ist sehr originell und der Beachtung der Regierung wert.'

Nachdem er mein Manuskript mit dem Stifte durchpflügt hatte, lautete die Stelle wie folgt: ‚In längerer, glänzender, von häufigem Beifall unterbrochener Rede verbreitete sich der genialste unserer Abgeordneten, Hr. Dr. Welter über den Gegenstand seiner Initiativvorlage und zeigte nicht bloß die höchst interessante Verwendung, die der schädlichste und niederträchtigste Feind unserer Reben bei der Vertilgung der Bazillen des Leitungswassers finden könnte, sondern wies auch auf den Triumph der zoo-pädagogischen Wissenschaft hin. Die Idee bedeutet einen epochalen Marktstein in der Geschichte der Wohlfahrtspflege, und eine Regierung, die sich nicht mit Leib und Seele der Ausnutzung des originellen Vorschlages widmen würde, müßte durch den Unwillen des Volkes weggefegt werden. Wir schätzen uns glücklich einen Mitbürger zu haben, wie den Dr. Welter, den Entdecker des Bazillus Clathodrix.'

Er hatte mir das alles beinahe begeistert vorgelesen und fügte dann lächelnd bei:

— Sehen Sie, so schreibt man hierzulande einen anständigen Bericht. Das ist hier so.

— Aber das entspricht doch gar nicht der Wirklichkeit, denn sowohl der Vorschlag als die Rede des Dr. Welter ...

— Bitte, Sie werden mich doch nicht belehren wollen. Das ist hier so.

— Wie wird denn der liberale ‚Luxemburger Webstuhl' sich zu dieser Sache stellen?

— Der? Der wird einen Bericht bringen, im Vergleich mit dem der unserige wie eine Beleidigung aussieht. Da werden Sie morgen ungefähr lesen: ‚Die Rede unseres Nationalgenies Dr. Welter über die Verwendung der Reblaus zur Vertilgung des Bazillus Clathodrix war schlackenloser Guß. Eine derart formvollendete Rede ist— um mit Richard Dehmel zu reden — seit Bestehen der Luxemburger Kammer noch nicht aus dem Mörser des Parlamentarismus hervorgegangen. Der Vorschlag selbst ist eine deftige Umwertung metaphysischer Genialität in materilisierte Werte, an deren Verkörperlichung unser Volk gesunden wird. Bazillus Clathodrix, du bist besiegt! usw . . .'

— Das Blatt ist aber doch liberal . . .?

— O Sie Harmloser, Sie Unschuldiger! Gerade darum! Das ist hier so . . .

Wir verabschiedeten uns von dem Arzte, und ich begleitete den Chefredakteur auf dem Wege zur Redaktion. Als wir in der Verfassungsstraße passierten, wurde die Tür eines Ladens hastig geöffnet und mit einem Wutschrei stürzte ein Mann auf uns los, der eine dreizinkige Mistgabel drohend gegen uns schwang. Mein Chefredakteur zog seine Waffe und streckte mit einem wohlgezielten Stirnschuß den Angreifer zu Boden. Er steckte die rauchende Pistole wieder in die Tasche und bemerkte trocken:

— Der wird mich nicht mehr belästigen, das ist hier so.

— Aber, erlauben Sie, was wollte der Mann eigentlich?

— Mich kalt machen wollte er, und zwar wegen einer gestrigen Lokalnachricht unseres Blattes, in der behauptet wurde, die Trottoirplättchen vor seinem Hause seien wackelig geworden.

— Und deshalb wollte er Sie niederstechen?

— Weshalb nicht? Das ist hier so.

Unterdessen waren wir bei der Druckerei angelangt. Als der Chef die Tür öffnete, sagte ich schüchtern:

— Gestatten Sie, Herr Chefredakteur, wenn das hier wirklich so ist, will ich Ihre Freundlichkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich gedenke . . .

— Feigling! rief er und klappte die Türe hinter sich zu.

Ich gedenke nämlich, einen Beruf zu ergreifen, der für mich und meine Mitmenschen um zirka 99 Prozent weniger gefährlich ist, als der Journalismus in Luxemburg: ich werde entweder Dachdecker oder Flugtechniker."

Dieser Schreiber kannte die Größe und die Unzulänglichkeiten seines Berufes. Er wußte, daß im Journalismus die sportlichen Grundregeln gelten müßten: geistige Püffe versetzen und geistige Püffe empfangen können, spirituelle Stöße vertragen nach den Gesetzen der Fairneß, des gegenseitigen Respektes und der neidlosen Anerkennung jener besseren Qualitäten, die den Sieg erringen lassen!

In Luxemburg war das schwer; er hatte es nicht nur festzustellen, sondern auch an der eigenen Existenz zu spüren. Zeitungen sind, von Natur und von Geburt aus, lebendige Institutionen, welche sich zuwider sind, die sich widersprechen und die an jedem Tage, der die Sonne über einem schwarzen See von Druckerfarbe auf- und wieder untergehen sieht, in einer Domäne zusammenprallen, von der wir behaupten, sie sei der Agitations- und Kogitationsraum der Kultur, der Politik und der Wirtschaft. Diskussionen, Auseinandersetzungen, Analysen! Das dürften die Begriffe sein, die das Wirken des eigentlichen Journalisten zu deuten haben. Komplimente und Reverenzen können bestenfalls die Äußerungen eines oppositionellen Standes darstellen, dessen Name unbekannt ist. Der journalistische setzt ehrliche Gesellen voraus. Er verfemt die Unredlichen, die anstelle der rechten foi in die Güte ihrer Ideen nichts weniger als die mauvaise foi der Entchristlicher um jeden Preis mitbringen.

Dr. Karl Lessel mußte, notwendigerweise, bald auf die schreibenden Verkörperer des Hypokritentums stoßen. Da, in seiner Auffassung, das Instrument der Tagesschriftsteller nicht Nachschwätzer der Opinion publique ist, sondern Vorredner dessen, was die öffentliche Meinung werden muß, geriet er automatisch in Gegnerschaft zu Denen, welche in der Zeitung die Profiteuse einer Allerweltsmeinung sehen, welche weder Gedankenfleisch noch Überzeugungsblut besitzt; denn er gedachte, sein Journal zu betreuen als die berufene Präparatorin eines geistigen und seelischen Zustandes in der Nation, dessen Festigkeit der Wahrheit immerzu

den jeweiligen Fakten entspräche. Von dieser Erkenntnis ging er aus, um seine vielen guten Intentionen, gemeinsam mit seinen Freunden, schriftlich zu verwirklichen.

Dabei zielte er in allem weiter als die Durchschnittsjournalisten: dahin nämlich, wo die öffentliche Meinung sich, unter dem Einwirken aller echten Pressemänner, in ein publikes Gewissen verwandelt, das ebensosehr ein Wissen um die wahren Gegebenheiten wie ein Bewußtsein hinter allen Wissenheiten ist, daß ein Jeder an den nationalen Mißständen mitverantwortlich sein kann.

Derartige Prinzipien mußten die Feindschaft der Prinzipienlosen herausfordern. Und der Kampf kam rasch; und er kam von allen Seiten. War aber Lessels Beruf, ein Soldat der Gerechtigkeit zu sein, so wollte er nicht in aller Bequemlichkeit einen gewissen Komödiantenruhm erwerben. Nichts lag ihm ferner, im bürgerlichen wie im beruflichen Leben, als die Pose Dessen, der auffallen möchte, weil er die Aufmerksamkeit der Epatierten als einen Vorakt des Staunens und dieses als die erste Regung des Gefallens betrachtet. Lessel ignorierte die Bewunderung der Massen und verfolgte, sein hohes Ziel ins Auge fassend, alle Falschweichensteller des täglichen Gedankenverkehrs. Das heißt: mit journalistischen Ohrfeigengesichtern verfuhr er gemäß der Einladung, die diese ausdrückten. Ein Beispiel möge für hundert andere stehen!

Im Jahre 1908 attackierte ihn Dr. Welter aus Esch an der Alzette. Am 10. Juni replizierte der Angegriffene unter dem Titel „Der Kerl ist frech!" und sagte unter anderm:

„In einem weiteren, dem Endesunterzeichneten speziell gewidmeten Artikel heißt es: ‚Neben einigen geistlichen Redakteuren paradierte der mit einem exotischen Doktortitel ausstaffierte Lessel, gleichsam der neue Moses auf dem Berge Sinai oder um die Lokalfarbe nicht zu stören, auf dem Himalaya der klerikalen sozialpolitischen Aftergelehrsamkeit. Mit einer staunenerregenden (staunenerregend für die klerikal-sozialen Adepten) Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit behandelte er spielend leicht

die schwierigsten sozialpolitischen Probleme, wobei er die Meister der Sozialpolitik Karl Marx, Sombart, Adolf Wagner und all die andern behandelte, als wären sie nicht würdig, die Schuhriemen eines Redakteurs des ‚Luxemburger Wort' zu lösen. Was waren all die blitzenden und glitzernden Streiflichter der Zieser'schen Ära gegen diese Himmel und Erden durchzuckenden Geistesblitze des neuen christlich-sozialen Zeus, des Lieblings der Hofdamen und des gesamten Hofmarschallamtes? Wie dieser Dr. Lessel die Sozialisten vernichtete und zerschmetterte und in den Grund und Boden bohrte mit seiner klerikal-sozialen Journalistenfeder! Eines stand fest: Binnen wenigen Jahren war der letzte Sozialist im Lande verschwunden, dank den wuchtigen Vernichtungsschlägen des klerikalen Herrn Lessel, Doktor irgend einer ausländischen Hochschule.'

Ich will nicht mit Herrn Welter darüber rechten, daß eine inländische Hochschule überhaupt nicht besteht. Auch stelle ich mit einem gewissen Vergnügen fest, daß er die vor beiläufig vier Jahren von mir veröffentlichte Affiche, in welcher der Ausdruck ‚Himalaya der Unverfrorenheit' vorkam, noch immer nicht verdaut hat. So etwas verdaut sich ebenso schwer, wie wenn man eine Abhandlung über den köstlichen, zwerchfellerschütternden, überhaupt nicht existierenden Bazillus Clathodrix geschrieben hat.

Daß ich die Nationalökonomen Sombart und Adolf Wagner von oben herab behandelt haben soll, hat der Artikelschreiber sich kurzweg aus seinen roten Fingern gesogen. Ich hege im Gegenteil speziell für Adolf Wagner, dessen nationalökonomische Vorlesungen ich in Berlin gehört habe, eine große Verehrung. Wenn ich bisweilen im ‚Luxemburger Wort' A. Wagner zitierte, so handelte es sich in der Regel um seine meisterhafte Kritik des sozialistischen Systems im ersten Teile seiner bekannten (und Herrn Welter wahrscheinlich unbekannten) ‚Grundlegung'. Auf Sombart nahm ich nur selten Bezug, und zwar stets in zustimmendem Sinne. Was endlich Karl Marx angeht, so kenne ich keinen bedeutenderen Nationalökonomen der Jetztzeit — abgesehen natürlich von Herrn Welter — der noch am reinen Marxismus festhielte . . .

Wenn die Kammer-Kollegen des Hrn. Welter sich seine Rüpeleien wollen gefallen lassen, so gönne ich ihnen das Vergnügen. Ich lehne es ab, wie ein Deputierter behandelt zu werden.

Die Frechheiten und Gemeinheiten, die man sich mir persönlich gegenüber erlaubt, weise ich, wenn nötig, mit der Wucht zurück, die ich der Dickfelligkeit des jeweiligen Beleidigers für angepaßt erachte . . ."

Die Auseinandersetzungen fanden freilich nicht immer auf dem natürlichen Terrain des Journalismus statt, da die wandelnden Eitelkeiten Luxemburgs, die auch im Tages-

schrifttum zu paradieren wünschen, in der Regel dann zum Kadi laufen, wenn ihnen mit den Argumenten auch die Fähigkeiten zur blitzenden Antwort ausgehen. Dr. Karl Lessel mußte sich mehrmals vor Gericht begeben, befremdende Verurteilungen gefallen lassen — einmal vierzehn Tage Gefängnis, die dann in der Appellinstanz wieder aufgehoben wurden — und schließlich das Unikum in den Annalen unserer Gesetzgebung erleben, daß eine Bestimmung erlassen wurde, die sich ausschließlich gegen das „Luxemburger Wort" wandte: eine Lex Godart untersagte die Subskriptionen zugunsten Derer, die politischer Delikte wegen mit einer Geldstrafe belegt worden waren.

Die Verfolgungen gewannen ein größeres Ausmaß, da sie den nationalen Raum verließen und auf den internationalen übergriffen, als die Deutschen im Jahre 1914 unser Land besetzten und das Spiel ihrer kleinen und größeren Schikanen begannen. Dr. Karl Lessel fand sich sogleich in ein Netz verstrickt, das sich derart zusammenzog, daß er in einem gegebenen Augenblick im höchsten Maße gefährdet war. Dennoch war er der Mann, der am 26. August des ersten Kriegsjahres um Ruhe und Vernunft bat und unter diesem Titel einen seiner charakteristischen Leitartikel ins Land ließ. Der ganze Lessel äußerte sich in dieser Stellungnahme, die noch einmal dem Nachgenuß der Kenner und dem Erstgenuß der jüngeren Geschlechter unterbreitet seien:

„Noch niemals waren in unserer Stadt so viele und so große Luxemburger Strategen und Feldherren, wie seit einigen Wochen. Hier legt der Generalmajor von Quatschkopf mit unfehlbarer Genauigkeit die Feldzugspläne aller kriegführenden Nationen dar, dort erklärt Oberstleutnant i. Z. (in Zivil) von und zu Großmaul seiner Zuhörerschaft die geheimsten Kriegslisten der Gegner und die furchtbaren Wirkungen bisher unbekannter Kriegswerkzeuge. Dabei bewahren jedoch sowohl v. Quatschkopf als v. Großmaul ein verlegenes Stillschweigen, sobald ihnen von einem Vorwitzigen eine positive Frage — etwa über die Stärke eines Armeekorps oder die Tragfähigkeit einer Kanone — gestellt wird.

Weniger harmlos, als die Tätigkeit dieser Militärsachverständigen in Frack und Mannsgröße, ist die Wirksamkeit der zahlreichen ebenfalls

luxemburgischen Telegraphenagenturen, die sich neuerdings in unserer Stadt aufgetan haben. Die Agentur Einfalt, Zweifalt und Cie. hat an den verschiedensten Stellen Agenten, welche ihr Meldungen und Gerüchte in Hülle und Fülle über Vorpostengefechte, riesige Schlachten, Gefangennahme von ganzen Regimentern und dergl. zutragen. Und das ganze Personal der Agentur schwärmt aus, um den Bierbanknachbarn die bombensicheren Meldungen und Darstellungen brühwarm vorzusetzen. Um Quellenangaben ist man nicht verlegen: bald will man die Sache von einem direkten Augenzeugen erfahren haben, bald hat der Großvater oder die Kousine des Erzählers einen ausführlichen Bericht von einem eben eingelangten Verwundeten erhalten.

Von Mund zu Mund gehen diese Nachrichten wie ein Lauffeuer; bei jedem ‚Besitzwechsel' wird die Zahl der Beteiligten, Gefallenen und Verwundeten multipliziert, das Schlachtfeld um hunderte von Kilometern ausgedehnt; das voraussichtliche strategische Ergebnis wird je nach den Sympathien umgemodelt, aber die Tatsachen stehen so fest wie kalifornische Balsamfichten.

Durch die endlose Maulerei ist unter der Bevölkerung eine Aufregung entstanden, die bei dem ersten besten ernsteren Anlaß in eine verderbliche Panik ausarten könnte.

Bei solchen Gelegenheiten nehmen stets auch die ‚Hyänen des Schlachtfeldes", die antiklerikalen Hetzer, ihren Vorteil wahr. Es ist einfach fabelhaft, mit welcher Frechheit sie die handgreiflichsten Lügen aus den Fingern saugen und ins Publikum werfen. Ein bekanntes Café ist die Zentralagentur für diese besondere Art der Tendenz-‚Berichterstattung'. Von dort ist u. a. die böse Mär ausgegangen, Papst Pius habe sich vergiftet, entweder ohne Angabe des Grundes oder mit dem Hinzufügen, der Papst habe dem deutschen Reiche 42 Millionen (nach einer andern Version 4 Milliarden) zum Zweck der Kriegsführung geschenkt.

Solch haarsträubender Unsinn ist von sonst vernünftigen Leuten geglaubt und weitergegeben worden! Daß derartiges Zeug so üppig in die Halme schießen konnte, ist kein schmeichelhaftes Zeugnis für die Allgemeinbildung gewisser Kreise.

Es ist ja bedauerlich, daß dem luxemburgischen Journalismus die Möglichkeit benommen ist, von allen Seiten her Meldungen zu erhalten und dadurch eine unparteiliche Kontrolle zu ermöglichen, aber dieser Zustand ist für niemanden ein ausreichender Grund, um sich bedingungslos den Maulhelden, den Farceurs und den bewußten Lügnern in die Arme zu werfen."

Wider seinen Willen wurde Dr. Karl Lessel dann plötzlich zum Verfolgten jener deutschen Spürer, die in den besetzten Ländern nach wirklichen und nach vermeintlichen

Feinden fahndeten. Ein humanes Werk, das er mitaufbauen half, durfte, noch ehe es zu wirken begann, gegen seine Güte und gegen sein Vertrauen ausgebeutet werden. Der Diener der Caritas stand mit einem Male in der Rolle des Verräters, der Liebende im Scheine des Preußenhassers. Zu den Schlägen, die ihm das Inland zu versetzen pflegte, kamen fremde hinzu. Und diese waren umso schlimmer, je weniger der Bedrohte wußte, wer sie auslöste und von wo sie herüberfielen. Eines Tages erhob er sich und sah, daß der Tod, der auf ihn zukommen wollte, eine Henkershand hatte.

Eine Artikelfolge, die aus leicht verständlichen Gründen im Jahre 1915 nicht erscheinen durfte, stellte am zwölften, dreizehnten und vierzehnten Januar 1920 die Fakten vor dem ganzen Lande klar. Der Titel des autobiographischen Torsos lautete: „Mein Spionage-Telegramm", und die markantesten Episoden sagten dieses aus:

„Am 23. Januar 1915 sandte ich auf Postamt Luxemburg-Bahnhof ein Telegramm ab, dem es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß der Arloner Redakteur Camille Joset von den Deutschen zum Tode verurteilt, daß ich selbst einer militärgerichtlichen Untersuchung unterworfen, daß Staatsrat Savoy in Freiburg (Schweiz) von den schweizerischen Bundesbehörden wiederholt verhört und daß Hr. Noppeney, Schriftleiter der „Indépendance Luxembourgeoise", in Trier ein drittes Mal zum Tode verurteilt wurde. Außerdem bildet mein Telegramm die Unterlage eines gegenwärtig vor den Arloner Gerichten anhängigen Prozesses Joset-Noppeney. Aus diesem Anlaß bin ich von verschiedenen Seiten ersucht worden, meine Rolle in dieser Angelegenheit zusammenhängend darzustellen.

Zum Verständnis der Tatsachen ist ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Hilfswerks für die belgische Provinz Luxemburg unerläßlich. Gegen Mitte Oktober 1914 teilte Redakteur Joset mir seine Absicht mit, die Luxemburger um eine große Hilfeleistung zugunsten seiner Landsleute in der Nachbarprovinz anzugehen. Wir verabredeten zunächst die Eröffnung einer Subskription in der Tagespresse. Gleichzeitig sollte, nach Rücksprache mit dem Direktor des Verbandes der Lokalvereine, eine Lebensmittel- und Kleidersammlung durch den Verband veranstaltet werden. Ehe die Sache zur Ausführung kam, erhielt der Oberbefehlstessmar von der Angelegenheit Kenntnis und behauptete, die Erlaubnisscheine des Brüsseler Generalgouverneurs und des Arloner Platzkommandanten, auf die Joset sich in dem an die Zeitungen gesandten Aufruf stützte, seien Fälschungen. Ich teilte Joset dies brieflich mit. Am 20.

Oktober begleitete ich Joset zu dem befehlshabenden Bären in der Heilig-Geist-Straße, um ihm die Originale der Erlaubnisscheine vorzulegen und eventuell von ihm einen Fahrschein für Lastautos zu erhalten. Ich bat ihn, die Angelegenheit vorbringen zu dürfen. ‚Aber kurz!' schnauzte er mich an. Schon nach einer Minute geriet er in hysterische Wut, lief wie ein wildes Tier auf und ab, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

— Sie wollen die Belgier unterstützen? Solche Banditen, Räuber und Mörder verdienen ihr jetziges Los an Strafe!

— Aber es handelt sich doch hauptsächlich um Frauen und Kinder, die ja schon mehr als ausreichend ‚bestraft' sind durch Erschießen der Männer und Niederbrennen der Häuser.

— Die ganze Bevölkerung soll bestraft werden bis ins dritte und vierte Geschlecht!

— Aber den Luxemburgern ist es doch bloß um die Linderung wirklicher Not zu tun.

— Das luxemburgische Rote Kreuz hat mir Kleider für deutsche Verwundete verweigert. Wenn die Luxemburger uns nichts geben, gestatten wir auch nicht, daß sie die Belgier unterstützen, und ich werde Seiner Excellenz (Eyschen) dies auch sagen. Ich werde schon zu verhindern wissen, daß Sie etwas hinüberbringen.

— Schön, dann ist die Sache für mich erledigt.

Nun klaubte Joset noch rasch seine paar deutschen Brocken zusammen, um durch Schilderung der Not den ‚Errn Oberst' zu rühren, aber dieser schnitt ihm das Wort ab mit der brutalen ironischen Bemerkung: ‚Sie sind ja reich, Hr. Joset, unterstützen Sie die Leute!'

Wir zogen uns zurück, ohne auf unsern Plan zu verzichten. Das Organ des ‚Verbandes' lancierte am 1. November einen Aufruf an die Landbevölkerung, und sofort regte es sich allenthalben. Vorläufig wußte man allerdings noch nicht, wie es gelingen werde, trotz Tessmar die Liebesgaben nach Belgien hinüberzubringen.

Ich suchte nun einen in der Hauptstadt ansässigen Deutschen, einen gewissen Dr. Voss auf, der kurz vor Kriegsausbruch Kalkgruben bei Lüttich erworben hatte. Als ich ihm das Mißgeschick bei Tessmar erzählt hatte, sagte er, ich wisse nicht mit dergleichen Leuten umzugehen, er werde den Fahrschein sofort erhalten. Dr. Voss kraxelte also zu Tessmar hinauf, wurde aber von diesem hinauskomplimentiert. Nun wandte sich Voss unter Bezugnahme auf seine Kalkgruben an den Brüsseler Generalgouverneur und erhielt von diesem selbst einen Generalpassierschein, der auch für Autofahrten gültig war ...

Am 23. Januar 1915 war Joset wieder in Luxemburg. Kurz vor Abgang des Abendzuges kam er zu mir ins Büro gestürmt und legte mir

einen teilweise französisch, teilweise deutsch geschriebenen Telegrammentwurf vor mit der Bitte, den französischen Teil zu übersetzen, da er nicht dazu imstande sei und die Post nur deutsche Telegramme befördere, und dann die Depesche abzusenden. Und fort war er. Einen Augenblick war ich willens, das Schriftstück umzuredigieren, da ich aber stark beschäftigt war, nahm ich rasch einen Papierbogen, schrieb darauf die deutsche Übersetzung und übergab unserm Boten das Telegramm zur Beförderung. Es lautete, soweit mir erinnerlich: ‚An Staatsrat Savoy, Präsident des schweizerischen Hilfskomitees, Freiburg (Schweiz). Sendet für 16. und 17. Februar 2 000 Kilo Zucker. Antwort sofort. Joset, Präsident des Arloner Hilfskomitees.'

Hätte ich ahnen können, welches Unheil diese harmlose Depesche anrichten werde, ich hätte sie ganz gewiß dem Papierkorb überantwortet. Infolge meiner Beteiligung an dem Hilfswerk nahm ich natürlich an, daß Joset in der Schweiz auch Waren gesammelt hatte und dieselben nun allmählich telegraphisch abrief. Ich freute mich über das Zusammenwirken der in der Depesche genannten Hilfskomitees. An irgend eine Verantwortlichkeit dachte ich nicht, da ja Joset selbst unterzeichnet hatte.

Gegen Ende Januar las ich zufällig im ‚Kleinen Feuilleton' der ‚Kölnischen Volkszeitung' eine Notiz über Spionage mit wirtschaftlichen Telegrammen während des spanisch-amerikanischen Krieges. Man habe z. B. telegraphiert, der Adressat solle für ein bestimmtes Datum 700 Schafe kaufen; die Spionage habe in den angegebenen Zahlen gelegen, deren Bedeutung natürlich im Voraus vereinbart war.

Nun kam mir ein ganzer Haufen Ahnungen miteinander. Sollte am Ende die von mir abgesandte Zucker-Depesche Spionagezwecken gedient haben? Wenige Tage später begegnete ich Joset in der Stadt und sagte ihm auf den Kopf zu, er habe mein Vertrauen mißbraucht und unter dem Deckmantel der Caritas Spionage getrieben. Er gab dies nicht nur zu, sondern teilte mir mit, er stehe eben im Begriff, zwei ähnliche Depeschen abzusenden. Ich warnte ihn nachdrücklich, weil ich ihn als das kannte, was wir einen Broseler nennen. Er entfernte sich lachend ...

Am Nachmittag des 8. April sprachen zwei luxemburgische Geheimpolizisten bei mir vor und ersuchten mich, ihnen zum Untersuchungsrichter zu folgen. Mit der von dem Arloner Militärgericht bei der luxemburgischen Justizbehörde gegen mich beantragten Untersuchung war Herr Liesch, der jetzige Generaldirektor der Justiz, betraut. Er legte mir die Frage vor, in welchem Verhältnis ich zu Joset stehe und ob ich im Auftrag Josets Briefe oder Telegramme befördert habe. Ich antwortete, wir seien lediglich Berufsgenossen, also Geschäftsfreunde sozusagen ...

Nun eröffnete mir Herr Liesch im Auftrag des Arloner Militärgerichtes folgendes: ‚Im Geldschrank Josets ist ein umfangreicher Telegrammschlüssel gefunden worden, den wir als ‚Code Joset' bezeichnen.

Danach deuten die Ziffern der Zuckerdepesche, daß 160 Militärzüge Luxemburg in Richtung Arlon-Namür passiert haben. Joset hat übrigens eingestanden, daß Ihnen die Bedeutung der Ziffern bekannt war'....

Die diplomatische Geschichte Luxemburgs beweist, daß man gerade im Zusammenhang mit caritativen Unternehmungen während eines Krieges sehr leicht in Verdacht geraten kann.

Wie Staatsminister Servais in seiner Selbstbiographie (S. 72) berichtet, erhielt die luxemburgische Regierung am 6. Januar 1871 eine scharfe Note Bismarcks. Die Note enthüllte uns, sagt Servais, eine neue Missetat; wir machten große Augen, weil sie uns überraschende Dinge verriet über einige unserer Mitbürger, die uns für die ihnen zugeschriebene Rolle nicht die geringste Eignung zu haben schienen; die merkwürdige Stelle der Note lautet: „Der Unterzeichnete (Bismarck) hat aus glaubwürdiger Quelle erfahren, daß in Grevenmacher sich ein Komitee gebildet hat, um französischen Soldaten die Rückkehr zu ihrer Armee zu ermöglichen; das Komitee, das u. a. den Kaufmann Josef Keiffer und den Gerber Ch. Bech zu Mitgliedern zählt, hält unter dem Vorsitz des Advokaten Namür seine Sitzungen im Hause Lessel-Sohn ab.'

Lessel berichtet dann, daß er durch Hrn. de Roebé eine Untersuchung anstellen ließ, aus welcher sich ergeben habe, daß das Grevenmacherer Komitee eine böswillige Erfindung war. Ob der Bericht de Roebé weitere Einzelheiten enthält, ist mir unbekannt. Aus Mitteilungen meines Vaters entnehme ich indes, daß wahrscheinlich ein von Grevenmacherer Bürgern — unter denen sich mein Vater befand — unternommenes Hilfswerk zu der Bismarck'schen Verdächtigung Anlaß gegeben hat. In Grevenmacher und den umliegenden Dörfern sammelte man nämlich Lebensmittel, Kleidungsstücke und besonders Charpie (gezupfte Leinwand, die damals zum Verbinden der Wunden verwandt wurde), um den Opfern der nahen Schlachtfelder zu Hilfe zu kommen, und zwar ohne Rücksicht auf die Nationalität. Verdächtigung war der Dank.

Ich bin also mit meinem eigenen kleinen Erlebnis ‚in der Tradition' geblieben. Erbliche Belastung? Zufall? Jedenfalls kann ich versichern, daß ich mich trotzdem, ebenso wie mein Vater, noch recht wohl und munter fühle."

Fand sich auch seine Berufung zum aktiven Kämpfer so behindert, daß er von seinen geistigen Reichtümern nur den geringeren Teil fruchtbar machen durfte, so setzte er doch, in der auffallendsten Desinteressiertheit, die edle Leidenschaft des miles Christi ein, um überall jener Menschheit zu dienen, die ihm nur mit Katholizität identisch sein konnte. Weniger als Homme de Lettres denn als Gentilhomme des Lettres fühlte er sich angetrieben, gegen den Ungeist der Moderne

den Geist in seiner lautersten und, wenn es sein mußte, seiner heiligsten Form zu bekennen. Niemals übersah er die Auflösungserscheinungen auf dem Gebiete der Moral, der Künste und der Autorität; mit einer unleugbaren Bestürzung nahm er sie wahr und stellte ihnen die guten alten Prinzipien entgegen, die der Dekalog und die Überlieferung der abendländischen Kultur geachtet und ins Allgemeingültige erhoben hatten. Ja, der bis zum Delirium korrumpierte Antichristengeist forderte seinen härtesten Widerstand heraus; wußte er, in dieser spirituellen Resistenz, sehr wohl, daß er manches Mal verlorene Positionen zu verteidigen unternommen hatte, so war er doch immer auch der Überzeugung, nicht umsonst die Energien des Intellekts, des Herzens und der Seele vergeudet zu haben. Denn dort, so glaubte er, wo der böse Wille des Gegners sich den überzeugenden Argumenten versperrte oder wo die innere Unzulänglichkeit des Widersachers nach dem Maße seiner oppositionellen Unzulänglichkeit war, hatte der katholische Schriftleiter die Pflicht, vor andern Ohren und vor allen Hörsinnen zu warnen, um die Fülle der eigenen Unruhe in den Gleichgesinnten wirksam zu machen und den sogenannten Seelenfrieden der ahnungslosen Lämmer zu stören.

Als Os Omnium war ihm aufgetragen worden, das Wort zu formen und zu verkünden, das dem Verbum Dei den notwendigen Klangraum dort vor allem zu schaffen hatte, wo die weltlich-allzuweltlichen Dinge einen Zustand der Betäubung hervorzubringen pflegen. Er tat es, fand die Achtung seiner Mitchristen und den Haß jener Unentwegten, die vom Neide leben und an der eigenen Mißgunst fett werden, und wurde allmählich zum Gehetzten, der auf sämtlichen Wegen, die er einschlug, nur Schwierigkeiten und Enttäuschungen zu provozieren schien: vor dem Kriege Gerichtsaffären ohne Ende, im Kriege Schikanen über Schikanen, deren Urheber hin und wieder keine Deutschen waren, nach dem Kriege geistige und andere Schlachten schlimmster Art um den Bestand des Landes und der

Dynastie und um die Sicherstellung seiner persönlichen Position. Die fortgesetzten Aufregungen griffen seinen Körper, die unaufhörlichen Heimtücken seine Seele an; eine Bitterkeit überkam ihn, die zum geringsten Teile die Folge seiner erschütterten Gesundheit war, und gab ihm Gelegenheit, die volle Wahrheit des Wortes auszuschöpfen, das Léon Bloy in einem Briefe an Marc Stéphane geprägt hatte:

„Voilà ce qu'il en coûte d'aimer la Vérité et la Splendeur. La plus ruineuse des folies, c'est de ne pas être un maquereau ou un imbécile."

Er war weder dies noch das und dennoch ein Geschlagener, der sich den direkten Gefahren des Journalistenberufes zu entziehen beabsichtigte. Und er ging. Er ging und wurde weder ein Dachdecker noch ein Flugzeugtechniker, sondern blieb, was er gewesen war: ein im Geiste Ungebeugter, der die Feder wie ein Schwert führte, jedoch, des Kampfes müde, einen Waffenstillstand zur Erholung für seine Hand, für sein Herz und für seine Seele erstrebte. Er ging in eine Ruhe hinüber, die das Gegenteil der Entspannung war, nämlich Arbeit, Freude und Hingabe im Dienste des Bauernstandes, der seine Unermüdlichkeit zu schätzen wußte.

Und merkwürdigerweise hielt er am längsten dort aus, wo der rauschende Strom der Politik keine Fälle, sondern stille Buchten hatte, erlebte einen zweiten Sturm des preußischen Wahnsinns, überlebte ihn als Zurückgezogener, kam langsam in den Bann seines höchsten Herrn und ging dann hinüber, durch den Tod, zu Ihm, dem er der ergebenste Hand- und Wortlanger gewesen war. Nun weiß er, was die Besten ahnen: daß der Tod nur Licht hinter einem schwarzen Schleier ist, den die Verlassenen und Zurückgelassenen von der Schattenseite her zu sehen gewohnt sind.

Das letzte Drittel eines längst zerrissenen Triumvirates hatte sich dahin begeben, wo die Hentgen und Origer seiner

harrten. War er auch einstens aus dem „Wort" geschieden, so wollte ihn doch das „Wort" nicht verlassen. Die Zeitung ist wohl eine stumme, aber auch eine unauslöschliche Memoria für alles, was den Geist gepflegt, die Wahrheit gepriesen und die Heimat beschützt hat. Dr. Karl Lessel war in diesem wie in jenem das gewesen, was sich am kürzesten und am glücklichsten in der Formel ausdrückt: ein Mann, ein Wort! In jedem Wort der ganze Mann! Sein Wort ist Druck geworden und Druck geblieben. Littera scripta manet. In seinen Schriften lebt er fort.

Msgr. Jean ORIGER

MSGR. JOHANN ORIGER UND DR. JOHANN BAPTIST ESCH

Ende 1920, nach Dr. Karl Lessels Ausscheiden aus dem Schriftleiterstabe des „Luxemburger Wort", mußte der nächstälteste, obzwar nur zwei Monate jüngere Redakteur, Abbé Johann Origer, die Hauptlast der Redaktion mit der des Druckereidirektoriates kumulieren. Das andere Drittel des einstigen Triumvirates, dem zwischen 1905 und 1912 nur die sozialwirtschaftlichen Studien am Herzen gelegen hatten, war und blieb ein unruhiger Passant bei den Kollegen, so daß sich der überbelastete Johann Origer nach einem intensiver arbeitenden Schriftleiter umsehen mußte. Am ersten Januar 1921 gesellte er sich den Kayler Oberprimärlehrer und Sekretär der Rechtspartei, Leo Müller, bei, zu dem in rascher Folge 1921 der aus der Druckereiverwaltung herausgeholte Mathias Guillaume, 1922 der werdende Generalsekretär des „Volksvereins", Dr. Nikolaus Majerus, und 1923 der mit der „Luxemburger Volkszeitung" übernommene Pierre Cariers stießen. Zusammen mit dem Betreuer der auslandspolitischen Sparte, Eduard Goebel, ergab sich so ein Sechs-Mann-Gebilde, dessen Homogenität umso fragwürdiger wurde, je weniger der am 6. März 1880 in Roedgen geborene Emil Hentgen, dessen Abhandlung über den „Klerus und die Arbeiterfrage in der Diözese Luxemburg" in ebendieser Zeit zum Abschluß gebracht werden konnte, dazu neigte, sich absolut in die Zeitungskandare nehmen zu lassen. Da seine Interessen mehr und mehr der Gläubigen- und der Priesterbildung galten, war nur natürlich, daß er ab

1924 nacheinander Posten im Priesterseminar, als Präses, und in der Seelsorge, als Dechant von Mersch, übernahm.

Die Mannschaft, welche Prälat Origer um sich gruppiert hatte, vollbrachte im Vereine mit den technischen und administrativen Betrieben, so erstaunliche Leistungen, daß der Fortschritt mit jeder Nummer im wahrsten Sinne des Wortes handgreifbar wurde. Wohl sprang 1933, etliche Monate nach dem Zuzug des ungestümen Geistlichen Dr. Johann Baptist Esch, Leo Müller, das Beispiel seines Lehrer-Vorgängers Andreas Welter nachahmend, ab und gründete sein eigenes parteienfeindliches Organ, das er dann nicht, wie jener, „Luxemburger Volkszeitung", sondern, als Titelparasit an Dr. Johann Baptist Fallize zehrend, „Luxemburger Volksblatt" nannte. Im Juli 1933 nahm der Esch'sche Freund und Mitarbeiter Pierre Grégoire die freigewordene Stelle als Feuilletonredakteur ein. Ihm folgte drei Monate später René Jeitz als Redaktionssekretär: eine wirkliche Equipe mit agierendem Gemeinschaftsgeist bemühte sich in den Vorjahren des zweiten Weltkrieges auf sämtlichen Ebenen der Volksexistenz, die nationalen Belange bis zum äußersten zu wahren.

In diesen Zeiten geistiger Ballung und politischer Gefährdung, die zur tödlich wirkenden Eruption der Jahre 1939/1940 trieben, floß die Ideengeschichte des „Luxemburger Wort", so tatenheischend wie aktionsschöpferisch, als ein doppelter Kraftstrom dahin: haltbar und bewältigt der eine, in Sakkadenstößen der andere; jener in beruhigtem Lichte sich erfüllend, dieser in Speiflammen sich manifestierend; der erste getragen von Direktor Johann Origer, der zweite fühl- und sichtbar geworden in Dr. Johann Baptist Esch.

Nach drei Jahren fruchtbarer Vikarstätigkeit in der Kathedrale der Hauptstadt, trat der am 25. Mai 1877 geborene Escher Johann Origer am 1. Oktober 1905, infolge des berüchtigten „Engelmacher"-Prozesses, zugleich mit Dr. Karl Lessel und Abbé Emile Hentgen in die Redaktion der

katholischen Tageszeitung ein. Das junge Triumvirat, in welchem jedes Mitglied seine Sondernote spielte, brachte einen frischeren und fröhlicheren Zug in den Zeitungsbetrieb, der spürbar bald an Macht und an Ansehen gewann. Den ersten größeren und bedeutsameren Abschnitt in der Geschichte des „Luxemburger Wort" erlebte der Novize des Journalismus, als die Sankt-Paulusdruckerei ihren Sitz aus der Altstadt nach dem Bahnhofviertel verlegte, so daß die Aktivität Johann Origers zeitlich mit den äußeren Merkmalen des Wandels und des Aufschwungs begann. Gleichzeitig erprobte sich der Geistliche in der Rolle eines Anregers und Impulsvermittlers. Wohl trat er bei der Gründung des katholischen Volksvereins weniger als Dr. Karl Lessel oder Dr. Friedrich Mack in Erscheinung, aber hinter den Agitatoren für das Gute war er der hintergründig Mitwirkende, der, in Diskussionen zuerst und dann in konkreteren Vorschlägen, seinen wichtigen Part übernahm und so schon frühzeitig auch die politische Domäne befruchtete.

Bereits von diesem Zeitpunkte an, also gegen 1910, machte sich in Origers Tätigkeit jene Dreiteiligkeit bemerkbar, die er sein Leben lang zu lieben und zu kultivieren pflegte: er war zuerst und vor allem der Beleber eines katholischen Journals und, als solcher, ebensosehr den Belangen der Kirche wie den Forderungen der Politik ergeben. Von diesen drei Aspekten muß das Leben des Mannes sichtbar gemacht werden, der an der Entwicklung des christlichen Gutes in Luxemburg einen gewaltigen Anteil hatte. Damit ist nicht nur hingewiesen auf die Tatsache, daß unter seiner Mitleitung das „Luxemburger Wort" gedieh, obschon die Kriegsereignisse von 1914 bis 1918 den Betreuern Lessel, Hentgen und Origer die Dinge in einem unsagbaren Maße erschwerten, sondern auch auf das Faktum, daß die Art und Weise, wie Johann Origer mitten im Kampfe reifte, mit einem Mal die Fragen der religiösen und der politischen Ausgestaltung des Alltags überhaupt von einer höheren Ebene aus betrachten ließ. Es darf bedauert werden, daß keiner aus dem kleinen

Kreise des Dreimännerkollegiums der Nachwelt überliefert hat, wie sehr die Kollaboration, über alle periodisch auftauchenden Differenzen hinaus, doch auch der Gesamtheit des „Wort"-Redaktionsstabes profitiert und jeden Einzelnen zu größeren Taten angespornt hat.

Wert und Ansehen der Zeitung, deren Abonnenten von achttausend im Jahre 1906 auf fünfzigtausend im Jahre 1940 angestiegen waren, zeugten nach außenhin von der Leitungsgüte und von der Leitungssicherheit, die der Direktor verkörperte. Als er 1939 die Absicht äußerte, der aufreibenden Aktivität zu entsagen und in den Ruhestand zu treten, fiel ihm unendlich schwer, die Trennung auf einen Schlag herbeizuführen. Er erklärte sich bereit, seine Kenntnisse dem Verwaltungsrate zur Verfügung zu stellen, so daß er ab 1939 nicht nur sein Amt als Direktor, sondern auch als Mitglied des Conseil d'administration weiterhin versah und auf diese Weise in die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1940 hineinschlitterte, die ihm den Gang durch die Gefängnisse in Trier und in Berlin und die Konzentrationslager Sachsenhausen und Dachau in den Tod erbringen sollten.

Sein politischer Einsatz stand in nichts dem journalistischen nach. Zum ersten Male griff Chanoine Origer am 1. März 1925 persönlich dadurch in die Landespolitik ein, daß er sich im Zentrum wählen ließ, um dann, ungefährdet, bis zum bitteren Ende das Volk in der Abgeordnetenkammer zu vertreten. Seine engeren Mitarbeiter wußten besonders seinen feinen Sinn für das Gebot der Stunde zu schätzen, dem er immerfort mit taktisch klugen Maßnahmen antwortete. Als Taktiker suchte er wohl seinesgleichen; es war kein Zufall, daß ihm schließlich die Leitung der Parlamentsfraktion der Rechtspartei übertragen wurde. Das stellte freilich eine zusätzliche Bürde zu den andern Lasten dar, die er allesamt mit derselben äußeren Ruhe, Spiegelhaltung seiner inneren Ausgeglichenheit, zu tragen wußte, nachdem er stets

Dr. J.-B. Esch

den mehrfachen Forderungen des Einzelamtes Genüge getan hatte.

Es darf bei der Betrachtung seiner Arbeitskreise nicht vergessen werden, daß Bischof Nommesch gegen Ende seines Lebens ihn zum Generalvikar ernannt hatte. Der gleiche Ernst und der gleiche Arbeitseifer, die Monseigneur Origers politische und journalistische Tätigkeit kennzeichneten, beseelten ihn bei der Ausübung dieser neuen Mission, deren Mühseligkeiten nicht durch die Verleihung einer Prälatenwürde erkauft wurden, deren Verantwortung aber dazu beitrug, daß die Deutschen den Würdenträger im Jahre 1940 als einen geistigen und geistlichen Repräsentanten Luxemburgs schachmatt zu setzen wünschten und das nicht besser tun zu können glaubten als durch die Einlieferung in ihre berüchtigten Mordanstalten, wo er, bevor er am 6. Juni 1942 zugrunde ging, wieder mit dem Konfrater J. B. Esch zusammenkam.

Feuergeist und also Anfeuerer und Einheizer war Johann Baptist Esch: am 4. Januar 1902 in Weidingen-Wiltz geboren, am 28. Juli 1929 zum Priester geweiht, darnach zum Vikar an der Kathedrale und gleichzeitig zum Schriftleiter der „Wort"-Beilage „Die Luxemburger Frau" ernannt, 1930 nach Rom gesandt, um Kirchenrecht zu studieren, 1932 als Dr. jur. can. entlassen und sofort nach seiner Heimkehr an die Redaktion des „Luxemburger Wort" gefesselt, wo er sich durch erstaunlich feine „Briefe aus Rom" bereits eine Heimstätte geschaffen hatte!

Im Personalbereiche wiederholte sich auch die kleinere Geschichte der Zeitung: der neue starke Mann, der körperlich wie geistig als ein Athlet erschien, präsentierte sich als ein anderer Dr. Johann Baptist Fallize, nur gedämpfter und geläuterter vielleicht, doch echt öslingisch in seinem Gehaben, kleiner Leute Kind, von bäuerischer Wesensart, durchschlagend in allem, was er anpackte, innerlich als Romzögling

von der Ewigen Stadt für immer gezeichnet, dem Publizistischen in sämtlichen Abarten ergeben, die Presse als Mittel zum höheren Zwecke ausnutzend, um aus ihr die weitestreichende Lehrkanzel für Seelenärzte und Gesellschaftsheiler gegen geistige Charlatane und politische Kurpfuscher zu machen, von Natur aus wirtschaftspolitisch und soziologisch, nie in Kleinstmaßen, sondern stets in Größtkategorien denkend, ein Menschenblock, den Schöpferlust am meisten beseligte, wenn er Gedankenblöcke wälzen durfte, — ein zweiter Fallize, doch ins Tragische gekehrt!

Daß er, der sich doch auch der Poesie in seinen ersten Schriftproben ergeben hatte, mit aller Gewalt, was sowohl einen unbändigen Hang als auch ein stürmisches Vordrängen bedeutete, der Tagespolitik sich als Betrachter, als Begutachter, als Richter, als Aneiferer, als Treiber und, wenn nötig, als Vorspann und als Erneuerer auslieferte, entsprach durchaus seinem Naturell. Er, der Kämpfer von Geburt, wäre am liebsten mit in die Volksvertreterarena gestiegen, um am Freunde wie am Gegner seine intellektuelle, seine moralische und, stimmlich, seine physische Kraft zu messen. Leider fügte es sich, daß er auf der Kammertribüne nur als Berichterstatter und, post pugnam, als Kammerrevueschreiber replizieren, argumentieren, zurechtrücken und bessere Ideen äußern durfte. Und seine besseren Ideen, an den glühendsten Inzidenten des jeweiligen Tages exemplifiziert, durchhellt und ausgeweitet, bezog er, als profunder Kenner, aus dem unausschöpfbaren Gedankenschatze, den die päpstlichen Enzykliken nicht weniger als Thomas von Aquin und die Meisterschriften gläubiger Denker während mehreren Jahrhunderten ad usum christianorum angehäuft hatten.

Die dauernde Erprobung gutbegründeter Leitsätze an den Ereignissen der Zeit und ihrer Menschen sowie das fortgesetzte Maßnehmen, welches Esch mit seinen Mitbürgern an den wachsenden Forderungen des Lebens vorzunehmen wagte, machten ihn zum unerbittlichen Kritiker, der zugleich

als scharfsichtiger Prophet erscheinen konnte. Wer würde heute einen seiner Aussprüche aus dem Kriegsjahre 1940 abzulehnen wünschen, wenn drei Dezennien genügt haben, um ihn dreißigfach zu bestätigen?

„Die seit dem letzten Krieg und den darnach durchgeführten Verbesserungen der sozialen Lage — Erhöhung des Einkommens und Verkürzung der Arbeitszeit — gemachte Erfahrung enthält eine Lehre, die nach dem jetzigen Kriege beherzigt werden muß, sollen nicht neue Katastrophen vorbereitet werden. Diese Lehre ist folgende: Wenn mit der Verbesserung der materiellen Bedingungen die geistige und sittliche Verfeinerung nicht gleichen Schritt hält, wird die Steigerung des Einkommens und die Erweiterung der Freizeit todsicher, statt kulturfördernd, kulturerschütternd und -vernichtend wirken. Diejenigen, die für die Erziehung des Volkes Verantwortung haben, besonders die Presse und die Berufsorganisationen, werden sich von diesem Leitsatz überzeugen müssen. Der Grund ist denkbar einfach. Ohne sittliche Vertiefung wird die Vermehrung des Einkommens nur größere materielle Bedürfnisse wecken und eine noch stärkere Verstrickung der Massen im Materialismus zur Folge haben, das heißt, die Quelle aller wirtschaftlichen, sozialen und politischen Unzufriedenheit und die tiefste Ursache aller Unkultur erweitern."

Was ihn besonders an den Zeitgenossen quälte, war die existenzielle Not, an der sie litten, ohne sich der Urgründe ihrer Seinsangst bewußt zu sein. Für sie schrieb er, mitleidend an allen Kümmernissen, zwischen 1933 und 1936, in der kulturellen „Rundschau"-Beilage des „Luxemburger Wort", die „Gespräche mit einem Gläubigen", bevor er im letzten Jahre seiner freien Schriftleitertätigkeit das „Kriegstagebuch" als ein nie zu vollendendes Inventarium materieller Mängel und ein dauernd zu stachelndes Agens der Caritas führte.

Das Seelische, das Religiöse, der Einzelne und sein jenseitiges Eigentum: das blieben in Permanenz seine innersten Anliegen, obschon nach außenhin der tägliche Einsatz in politicis als die ewige Sorge seines Schaffens aufzuleuchten und in der Zeitung ihren wuchtigsten Ausdruck zu erzwingen schien. Denn Groß- und Fettdruck markierten die Schriftspuren seines stärkstgespannten Denkens. Hier mußte sogar das geringste Satzzeichen Achtung! schreien, wenn die Welt-

ordnung ihre Auflösungserscheinungen nicht mehr zu bemänteln vermochte.

Sobald deshalb von Osten her das nationalsozialistische Ungeheuer, welches völkerhungrig wie nie zuvor und mit einem unabstellbaren Raumschluckauf behaftet, auf der Lauer lag, zu neuen Erobereraktionen überzugehen drohte, weitete Esch seine „internationalen Lage"-Berichte nach den Ausmaßen deutscher Anmaßungen aus und forderte damit den alten germanischen, aber neuerstandenen Übermut auch gegen das eigene Land wie gegen die eigene Person heraus. Auf vorerst diplomatischem Wege versuchten die Autoritäten aus Berlin Erpressungen, als deren Erstopfer die einheimische Landwirtschaft ausersehen wurde. Die gedruckte Feststellung eines gestapolichen Übergriffes am Rhein oder an der Donau wurde auf dem europäischen Import- und Exportmarkte mit einem Boykott unseres Außenhandels geahndet. Die Zurückweisung eines Mastschweines für die Publikation einer Wahrheit, die der Hitlerei nicht gefiel: das war der Preis, den Luxemburg gegebenenfalls für die Esch'sche Kommentatorentätigkeit zu zahlen hatte. Die Landesregierung fand das viel zu teuer und legte dem „Wort"-Schreiber nahe, wieder Versenmacher oder Geschichtenerzähler zu werden. Dr. Johann Baptist Esch gab dem fremden Überdrucke nach und antwortete mit einem täglichen Blattdruck, der die Wahrheiten, welche er nicht verhalten konnte, in einer ausländischen Tarnform als „Privat-Berichte" („P. B.") aus Brüssel vermeldete. Das konnte die Nazis etliche Wochen irreführen; dann aber reagierten sie mit jener Furore, welche sich sogar den einmarschierenden Armeeangehörigen derart nachdrücklich mitgeteilt hatte, daß sie Esch am 11. Mai 1940 im Grundgefängnis zeitweilig gefangen setzten. Damit begann dessen große Schweigezeit, die erst am 7. Mai 1942 in Dachau ihr Optimum erreichen sollte.

Esch und Origer! Origer und Esch!

Die Dioskuren einer luxemburgischen Geistigkeit — und Geistlichkeit! —, deren Polarität noch im Sterben das natürliche Gesetz des Anziehens und des Abstoßens erfüllte! Origer erwartete gelassen den Tod, und Esch ging ihm mit Ungestüm entgegen. Jener widerstand, und diesem war, so schien es, die Erlösung in der Auflösung erwünscht. Der Ältere glaubte an die Möglichkeit einer Eskapade, zurück ins freie Leben, und der jüngere ging am Glauben an die Unentrinnbarkeit seines Märtyrerschicksals langsam in einen Zustand über, der, in der fortschreitenden Entwillung des schwachen und schwächer werdenden Geschöpfes, mehr und mehr den Überwillen zur Sanktifikation zu stärken wußte. Origer empfand das Kommende als Teil der Existenz, die ihm vertraut geworden war, und Esch entdeckte es, mit der Furcht im Wagnis, die der Lust des Explorators innewohnt, als ein Novissimum, in das er, wie zuvor in die Bezirke des Spirituellen, als Eroberer einzog: jener erlitt und dieser erstritt die tiefere passio!

So unterschieden sie sich in der letzten Etappe ihres gleichbeschaffenen Daseins wie in den ersten, die sie an derselben Heimstätte der Kultur verbrachten, da sie im „Luxemburger Wort" gemeinsam der einen großen Wahrheit dienten: Esch als jene inkarnierte Vibration, die ihre psychischen und physischen Schwingungen auf sämtliche Lebewesen, welche denken und begreifen konnten, übertragen wollte, und Origer als eine bezwungene Geruhsamkeit — eine Kraft zum Guten, die sich selbst bezwang! —, an der sich auch die fremdeste Erregung zu zerschlagen vermochte. Der Direktor der Sankt-Paulusdruckerei, Motor und Moderator in einem, war von Natur aus gegen jede Radikalität, im Denken wie im Schreiben, und sein stürmischster Mitarbeiter, der an Paulus nicht minder als an Johannes Baptista erinnerte, gab sich als die lebendige Wucht des Begnadeten, die ungehemmt ins Absolute zu streben begehrte. Das konnte

selbstverständlich nicht immer ohne Schwierigkeiten, dort wie hier, verlaufen. Und so verblutete der Besessene leicht an seinen höchsten Aufgaben, während der Stillere doch auch sein Herzblut an alle Taten der Gewöhnlichkeit als bittere Draufgabe zahlen mußte. Enthüllte sich Esch als Raunzer des Ewigen, der das Wesentliche total zur Geltung bringen wollte, so wirkte Origer als Flüsterer Gottes, der die Menschlichkeiten dieser oder jener Erdenkinder nicht vergessen lassen durfte. Dem Kulturkämpfer begegnete der Kulturadministrator: Werte schaffen? Bitte, ja! Doch keine Werte zerstören! Und der Losgeher aus Weidingen hätte dem Beschwichtiger aus Esch replizieren dürfen: Nicht das zu tun, ist meines Amtes. Denn ich bin Destruktor dessen, was unwertig aufprunkt!

Ihre Tätigkeit, die auf beiden Seiten stets das Maximum erstrebte, divergierte fast überall. Wo Monseigneur Origer die „breite Öffentlichkeit" als ein überliefertes Erbteil mit guten und erprobten Traditionsvaleurs betrachtete, wollte Batty Esch sie immerdar als eine freie Domäne behandeln, die er stückweise für sich und seine Wahrheit zu erkämpfen hatte. Bekundete jener die außerordentliche Fähigkeit, das Undurchschaubare zu vereinfachen und aus der Simplizität der Haltung und des Ausdrucks ein Charakteristikum seines Tugendtuns und Lasterlassens zu machen, so äußerte dieser eine ungewöhnliche Potenz, die pausenlos daran ging, das Verschlungene gliederweise abzutasten, um es am Ende als bewundernswerte Komplexität zu präsentieren. Jenem waren neun Zehntel der Lebensäußerungen Ereignisse, deren Evidenz dem gesunden Menschenverstande einleuchtbar gemacht werden konnte, aber diesem erschienen sie als Auswirkungen eines Mysteriums, in das wir Alle eingesponnen sind. Er besaß ja sämtliche Anlagen des Mystikers, dem sogar das Praktische als eine Verzauberungsmöglichkeit der Religion erschien, indes der Vorgesetzte als ein Magier ohne Gloriole schaffte, welcher fertig brachte, das Transzendente mit

bekannten Erdgerüchen zu behaften und die Religiosität als ein frohes Praktikum zu vergegenständlichen.

Diese differente Persönlichkeitsstruktur gab natürlich dort dem Leben eine Sonderpolitur, wo es seinen Ausdruck in den Tagesschriften fand. Als Journalist versuchte Monseigneur Origer das Künstlerische zu entpoetisieren und Batty Esch das Handwerkliche zu adeln. Bemühte jener sich, in der Presse, die ein notwendiges Übel der modernen Zivilisation ist, die Welt zu zeigen, wie sie ist, so wünschte dieser die Zeitung einzusetzen, um das Übel aus der Welt zu pressen und das Sein zu schildern, wie es hätte werden müssen. Monseigneur Origer nahm den Stuck der Kultur an und ließ die Kitschornamente gelten. Batty Esch schlug die falsche Zier entzwei, verwarf die tarnenden Schnörkel und hatte nur im Sinn, die nackte Schönheit wieder aufleuchten zu lassen, wie sie gewesen war am ersten Gottestage: Klare Flächen! Saubere Linien! Denn er war, sogar im Journalismus, Schöpfer aus Berufung. Monseigneur Origer hingegen? Ein Verwerter guter Lettern! Ja, ein unerreichbarer Ökonomist auf dem Felde der Publizistik!

Wiewohl er selber wenig schrieb, verkörperte er doch in vielen Augen den vollendeten Journalisten, welcher meisterhaft verstand, die Zeitung zur greif- und verkaufbaren Verbildlichung der Zeit zu machen. Denn er sah in ihr nichts anderes als die Möglichkeit, dem Sammelsurium kurioser und konträr sich auswirkender Tagesereignisse ein wortgewordenes Stelldichein zu sichern: er nahm sie an und nahm sie auf, verbalisierte, hielt in Schriften fest, ließ den Objekten wie den Subjekten geben, was ihnen zukam, und wünschte alles nüchtern, kurz und ungekünstelt dargestellt. In seiner Auffassung hatte der Zeitungsmann genau das Gegenteil des beschreibenden, auslegenden und verdichtenden Künstlers, nämlich ein referierender Faktenmensch zu sein, der in der Bündigkeit des gewöhnlichen Ausdrucks sowohl die Schlüssigkeit des auserlesenen und wiederlesbar gemachten

Materials als auch die Trefflichkeit der knappen und geraden Sätze nachzuweisen vermochte.

Was er über alles liebte, war die Unverblümtheit in der Direktheit der Aussagen. Und ihm wog der Fleiß in der Konkretisation der kleinen wie der großen Glücks- und Unglücksfälle unseres Lebens jede Applikation der Kunstsprachgesetze auf. Die Form ließ ihn kalt, aber der Inhalt machte ihn warm. Gott, wer sagte denn, daß es ein Vergehen wider den Geist der Dinge sei, den Champagner eines spritzigen Inzidentes aus dem Schaumlöffel des Populäridiomes lieber als aus dem kristallenen Glase eines kultivierten Stils zu trinken? Belletristen mochten gut sein, wo es galt die seltsame Tristitia des Augenblicks in schönen Phrasen zu verklären, allein den Rausch der Wirklichkeit vermittelte am sichersten der Mundschenk des Alltäglichen: der rasche Formulierer, der sich die Gabe des Wortes so vom Munde gehen ließ, wie es dem Volk der Leser wohl gefiel! In der Zeitung galt als oberstes Gesetz, den Fakten beizukommen und keine einzige Tatsache von Interesse zu übersehen. Zweck des Schreibens war die getreue Wiedergabe jener propren Wirklichkeit, die ihre Sauberkeit recht doppelsinnig in fesselnden Akten ausdrückte. Der Journalist hielt ihr den Spiegel vor und sah darin die Menschheit kalt und nackt und kam, in der Betrachtung, dann zum Trieb, die ganze Zeitgenossenschaft, kühl und gewandt, ein wenig dadurch zu entstarren, daß er sie mit Momentzufriedenheiten bekleidete.

In dieser Einstellung verriet Monseigneur Origer, daß er im Reportertum die ideale Erfüllung des Journalistenberufes erkannt zu haben glaubte. So wie seine eigene Informiertheit über alles, was im Lande vor sich ging, erstaunlich war, so strebte er darnach, aus seinen täglichen Mitarbeitern aufgeschlossene Quellen des Benachrichtens zu machen, um durch die Zeitung informativ, den andern Blättern weit voran, maximal zu wirken. Dabei geschah, daß er sich in das Extrem verlor und auch für den politischen oder gar für

den kulturellen Teil die Anwendung seiner Formel verlangte: Keine feierliche Dialektik betreiben, sondern bestenfalls dem guten Manne von der Straße einfach vorräsonieren, bis er glaubt, die Schlichtheit in der Leichtigkeit der Argumente sei die Folge seines eigenen Überlegens und nicht das Ergebnis eines mühsam ausgedrückten Denkens!

Hier, wo das formative Element des betriebsamen Journalismus offensichtlich außer Acht gelassen war, hätte es zu scharfen Disputen mit den anders geformten Schriftleitern kommen müssen, wenn nicht die andere große Tugend des Direktors jede Schwierigkeit ab initio unterbunden hätte: er achtete, wie kaum ein Zweiter, die besondere Gedankenwelt des Nächsten und ließ den Männern, die ein Ziel im Auge hatten, jene Freiheit des Ausdrucks, aus der heraus sie ihrer Zeitung das Charaktergesicht des Bildungsblattes erschafften und verschafften. In dieser Nichtbehinderung, die vor allem die Konsequenz seines Feinempfindens und seiner warmen Menschlichkeit war, ging er bis an die äußerste Grenze des Zulässigen: bis dorthin nämlich, wo er auf die Ausübung seiner direktorialen Gewalt verzichtete, um das Verantwortungsgefühl des Untergebenen total zu wecken und dem Fähigen die Wahl des Arbeitsfeldes, das ihm zusagte, zu überlassen, auf daß er in der Domäne, die er mit Liebe betreute, auch das Höchste und das Beste leiste.

Er selber war Kreator durch Vermittlung. Und das heißt: er bediente sich, um seine Gedanken und Impulse, seine Gefühle und Erkenntnisse Bild und Wirklichkeit, Stoß und Energie werden zu lassen, dadurch der für solche Übersetzungsakte vorbestimmten Instrumente, daß er die besten Freundeskräfte mit den feinsten Reagens- und mit den sichersten Gestalterfähigkeiten zu Auffangstellen seiner Anregungen machte. Er übertrug die eigenen Herzens- und Geisteswallungen in die vertrautesten Nächsten, damit sie dort in der gleichen Weise sich auswirkten, um dann mit einem Male aufzublühen in den Taten, die er durch Zweit-

hände auszulösen wußte. Denn er war der geborene Initiator: scheinbar absichtslos und ohne Anstrengung hielt er Zwiesprache mit den Konfidenten — die er freilich wie kein Anderer brauchte — über die geistigsten wie über die praktischsten Probleme und deutete Lösungswege an, die so einladend und so einleuchtend schienen, daß der aktive Zuhörer sofort bereit war, sie mit frischem Mut, wenn nicht mit heiterer Entschlossenheit zu gehen. Es gibt kaum ein zweites Beispiel, das, wie dieses, die konsequente Kollaboration augenfällig machte; es gibt freilich auch keine Enttäuschung, die derjenigen zu ähneln wüßte, welche der Gedankengeber und Richtungsweiser Johann Origer jedes Mal erlebte, wenn der Mann, auf welchen sein Vertrauen gebaut hatte, die Gratisgaben einer geborenen Schenkerseele verschmähte, um das Gegenteil zu erproben. Dann litt er, freilich wieder stumm, in einem solchen Maße, daß der Schmerz sich sinnfällig im verzogenen Munde ausdrückte und tagelang dem Vertrautesten gegenüber eine Verschlossenheit wachhielt, die wieder nur den Gequälten quälte, da sie wider seine Natur war.

Doch siegte immerfort das Bessere in der körperlichen und geistigen Beschaffenheit eines Menschen, der ein doppeltes Gespür für die Sorgen der Nächsten zu haben schien. Denn stets erkannte er, dank seiner empfänglichen Ahnung, wann der Partner, der sich ihm genähert hatte, innerlich belastet war. Dann wurde seine Helferbemühung, welche sich nur selten aussprach, zu einem solchen Akte der Selbstverständlichkeit, daß der Entlastete und Erlöste sich gleichsam der Dankespflicht enthoben spürte. Diese Haltung ging schließlich, weil der Mann mit dem eigenartigen Empfindungsvermögen weder an- noch abzustoßen wünschte, wo die Lüge und die Betrügerabsicht handgreiflich waren, wissentlich soweit, daß er auch den unehrlichsten Klageleuten und den unermüdlichsten Quartalsbettlern das Almosen nicht abzuschlagen vermochte, wenn jene unter den absonderlichsten Vorwänden darum flehten. Allein die Art und

Weise, wie die wirkliche Armut mit dem Abschaum Luxemburgs sich zu ihm verhielt — keine spirituelle Paternität ist so geachtet worden, wie die der schuldbeladenen und schuldlos getriebenen Hilfesuchenden zu Monseigneur Origer, keine auch so restlos erfüllt worden wie die des späteren Kazetthäftlings zu den ewigen Bittstellern des Landes — könnte zu einer Schilderung gerinnen, aus welcher der anscheinend unscheinbare Geistliche als ein außerordentliches Geschöpf der Güte und der Selbstlosigkeit, der Naivität und des Heldentums ohne Lärm und ohne Sonderleuchtung aufscheinen müßte.

Die Origer'sche Fähigkeit, in seinen Mitarbeitern die besten Kräfte zu liberieren und ihnen gleichzeitig die süße Macht der Freiheit zu einer Bürde der persönlichen Verantwortung vor dem eigenen Gewissen wie vor der Gerichtsbarkeit des Publikums zu machen, wirkte sich natürlich in der Zeitung solcherweise aus, daß die formative Gewalt der Beiträge, wie sie etwa Pierre Cariers, Batty Esch und andere zu liefern pflegten, der informativen mehr und mehr die Waage hielt: das „journal à nouvelles" entwickelte sich unter seiner Leitung, stärker noch als zu Lessels und zu Hentgens aktiven Zeiten, zu einem „journal à idées", das sich mit Erfolg bemühte, die öffentliche Sphäre des Blindseins und des Verblendettuns zu heilen.

Entschied sich, seiner Norm gemäß, Monseigneur Origer eher für die Ausscheidungen der Zeit als für die imperativen Forderungen des Geistes, um irgendwie Mitruderer im Strome des Tages zu sein, so hemmte er doch niemals die Anstrengungen jener Schriftleiter, denen am Primat des Spirituellen gelegen war. Wohl betonte er von Zeit zu Zeit die Auffassung, daß die Zeitung Schreiber für die Stunde als Darsteller der Minutenregungen benötige, allein er ließ auch die Replik gelten, daß im Papier der Rotationspresse doch etwas mehr zu sehen sei als das wohlbeschnittene Kilometermaß der Zeit, die vor der eigenen Schande flüchte

und nichts anderes hinterlasse als jenen üblen Geruch, in den sie ihre sensationslüsternen Leser zu bringen wünsche. Denn es müsse als lebendiges Organ im Kampfe eingesetzt werden, der die Lebensechtheit gegen jede Daseinsfälschung zu verteidigen unternehme.

Sein zulassender Habitus wurde jedes Mal zum vollendeten Einverständnis, wenn die gegnerische Presse eine versteckte oder, hin und wieder, eine offene Düpierung der Öffentlichkeit betrieb. Dann wurde ihm das eigene Medium der Publizistik leicht zur Zuchtrute, die er schwingen ließ, um Vergeltung dort zu üben, wo die Gesetze der Wahrheit, der Ehrlichkeit, des Anstandes und der Ethik überhaupt verletzt worden waren. In solchen Fällen gelang ihm, den Vorlauten gegenüber Nachlaute wachzurufen, die das bonum inexpugnabile der abendländischen Zivilisation in allen Tönen preisen mußten. Freilich offenbarte er auch hier im Nu die Eigenart des Humanisten, der in seiner Formung mehr die menschlich gütigen als die kultiviert zurechtweisenden Elemente vorherrschen ließ. Zumeist verwarf er dann die satirische oder die ironische Antwort zugunsten der pedantischen, die mit den simplen Hausgebrauchsmitteln der Didaktik ohne Artifizium an das logische Denken mehr als an das Herz und an das Gemüt zu appellieren begehrte. Wo Andere, als unbarmherzige und rücksichtslose Widersacher, öffentlich gegeißelt wurden, fühlte er in jedem scharfen Spotthieb, den das eigene Blatt versetzte, einen Innenschlag der seelischen Selbstkasteiung. Es geht, so sagte er, um eine große, ja es geht um eine heilige Sache, aber nicht um meine und nicht um deine Person. Ich möchte, daß die Würde der Persönlichkeit im Gegner respektiert erscheine!

In dieser Haltung manifestierte der Direktor der Sankt-Paulusdruckerei wohl am merkwürdigsten die eklatanteste Kontradiktion seines Lebens. Er, der die konservative Einstellung als eine Selbstverständlichkeit bekannte und das Sentiment, wenn nicht, bei feierlichen Anlässen, die Senti-

mentalität zu einem ausbeutbaren Faktor seiner Existenz gemacht hatte, verwehrte, wenn er schrieb und wo er, nach allen Regeln der Diktierkunst, journalisierte, dem Empfinden jeden Anteil an den Argumenten, die er, verschwenderisch einfach, anbot: seine Sätze standen ohne den geringsten Prunk, und seine Worte zielten, nüchtern, unverbogen, hart und sinnvoll in die Mitte aller Dinge. Er war, so wie er wollte, daß Alle wären: konkret, direkt. Im Sagen tätig und im Denken verständlich für den allerletzten Steinklopfer ohne Witz und ohne Schulung! Doch wenn er redete, verkehrte sich die Angewohnheit; seine Stärke in der Liebe für das Unverzierte fiel, und seine Schwäche für das Pathos stieg mit Urgewalt empor. Oder war es nur sein Herz, das jäh ihm auf die Zunge sprang? Sein starkes Herz erschwachte im lebendigen Kontakte mit den Menschen. Denn er, sozial geformt wie Keiner, war kein Mensch mit dem amtlich bezogenen Sozialgehirn des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern ein Mann mit dem genuinen Sozialherzen der Romantiker. Wo er Gottes Geschöpfen begegnete, um sofort am Atem des Nächsten die Wärme der unsterblichen Anima oder auch nur den leisesten Anhauch eines torturierten Animus zu spüren, war er, wider Willen fast, bereit, sich liebend hin- und helfend auszugeben: ein wahrer Christ, der die Identität des Glaubens mit der Sozialaktion als Politiker nicht nur programmatisch ausrief, sondern auch in und aus sich lebte als ein Wesen, das stets dem Wesentlichen im Gefühl erlag. So wirkte er als gutes Vorbild der Christlich-Sozialen, noch ehe die Partei der Rechten, die er führte, sich den Namen gab, den sie durch ihn verdiente.

Den halbschlächtigen Intellektschwitzern, die immer dort, wo dumm gedacht und leer gelacht wird, die chrétiens als crétins sociaux ans Kreuz der eigenen Ridikulität zu schlagen trachten, hätte er wortlos, durch die Natürlichkeit seiner Lebens- als seiner Handlungsweise, die Schmalzigkeit ihrer Witzelei nicht minder als die Fettigkeit ihres Aussehens und die Schmierigkeit ihrer Gesinnung so zur offenen Schande

werden lassen, daß sie lieber in als aus sich gegangen wären, um anstelle des Bonmot die Bonne action zu verwirklichen, deren Nachglanz jede Speckigkeit ihres wirklichen und wirkenden Kretinismus, für eine Weile wenigstens, hätte überstrahlen dürfen.

Nur der gute Kenner seines aktiven Lebens, das dem Ausklang in der unbeschreiblichen Passion der Konzentrationslager — deren Geschichte sich zum geringsten Teile aus den kurzen Briefen, die er zwischen der Verhaftung und dem Tode in die Heimat sandte, zusammenstellen ließe — die unwahrscheinlichste Vorschule gewesen war, weiß die Schwierigkeiten des Historikers zu erfassen, welcher wagen wollte, Monseigneur Origers geistige Hinterlassenschaft aus der Zeit und aus der Zeitung zu heben. Denn die schriftlichen Niederschläge seines Wirkens sind gering, sofern jene literarischen Arbeiten visiert werden, die in Allem Ausdruck seines Denkens wären; aber zahlreich sind sie, wenn ins Auge gefaßt wird, was er anzuregen, hervorzurufen und zu beeinflussen wußte: er lieferte den Stoff, den Andere bearbeiteten.

Auch spirituelle Gaben verschenkte er, fast wie die geldlichen, nach allen Seiten hin, ohne sich um dieses oder um jenes Autorenrecht zu kümmern. Ja, auf dem Gebiete des geistigen Eigentums bekundete er die Laxheit einer Auffassung, die das publizierte Gut als Erbteil der Gemeinschaft hinzustellen beliebte und deshalb nicht nur auf die Signatur der eigenen Schriften verzichten ließ, sondern auch die Namenszeichnung fremder Publikationen zu übersehen trieb. Donum um Donum! Was er auswarf, durfte Jeder heimtragen; und er hatte ohne Zweifel die Erlaubnis, das sich anzueignen, was die Nachbarn vorlegten! Der Journalismus, glaubte er, sei ein großes Nachrichten- und Ideenaustauschgeschäft, von dem der Eine und der Andere gleichermaßen profitierten, so daß die kleinlichen Streitigkeiten um die Priorität der Meldung oder um das Anrecht auf die selbst-

geprägte Formel Mumpitz, Zeitverlust und Bekundung eines krankhaften Ehrgeizes seien!

Ihm freilich war der Ehrgeiz Derer fremd, die auf der Bühne des Daseins die Hauptrolle zu spielen begehrten. Der Macht, die seine Stellung gab und seine Zeitung verkörperte, erstand in ihm nicht die geringste Gier, mit allen Mitteln jene in die Dienste eines persönlich ausgerichteten Strebertums zu zwingen. Wo Monseigneur Origer in Szene trat, war er nicht mehr als ein Souffleur, dessen Wort: „Ach, laßt mich hinter den Kulissen weiterwirken!" wohl am deutlichsten die Bescheidenheit des Mannes ausdrückte, der das Rampenlicht der theatrös geführten Existenz verschmähte, um anonyme Taten als eine Kollektivaktion erscheinen zu lassen. Der Ausruf ist seiner Zeit von Denen mißverstanden und verlächerlicht worden, die, vom eigenen geheimen Wollen auf die Absichten des Nächsten schließend, die Uneigennützigkeit nicht mehr zu agnoszieren vermögen, weil sie selber mit Gewalt in die Position des Drahtziehers drängen, dem alle Lebensfäden durch die agilen Finger laufen sollen. Der Hauptschriftleiter des „Luxemburger Wort" verzichtete gelassen auf den Rausch des Einen und des Einzigen, der zu entscheiden hat. Denn er war, im Geiste wie im Herzen, so gebaut, daß er nicht nur mitteilen mußte, was er erfahren hatte, sondern auch mit Andern zu teilen liebte, was ihm wahrhaft zugefallen war. In diesem Zuge, der sich dauernd wiederholte, offenbarte er die eingeborene Vertrauensseligkeit des Altruisten, dem jeder neue „abus de confiance", die er mehrmals zu erleiden hatte, die eigene Güte als den Quell der größeren Qualen vorzustellen schien. Allein er wandelte sich nicht unter Schlägen, die ihn trafen, nein, er wurde, wo ihn Schmerz durchflammte, mehr und mehr zur lebendigen Fackel, welche, still und lautlos duldend, innerlich verbrannte. So ging er schließlich aus: nicht als Träger und als Verwirklicher eines Weltangstschreies, sondern als die ungeahnte, unbeachtete und kaum erkannte

Wärmung der Heimat, für die er alles, Blut und Liebe, Glut und Leben, hingab.

In solchen Räumen war Dr. Esch das Gegenteil der Lautlosigkeit und dennoch niemals in Opposition zur benignitas, die sich mehrstrahlig als Wohlwollen, Generosität, Freigebigkeit, Nachsicht und Güte auszugeben weiß. Allein er mußte, um die abgründigste Beunruhigung Laut geben zu lassen, als Lautenschläger des Unheimlichen, des Zersetzenden, des Bedrohlichen, des Auflösenden und des Vernichtenden wirken. Dann war es kaum sein Wille, der das Maß der Töne bestimmte, sondern die Größe der Gefahr, die aus einem Kollektivunternehmen, oder die Gewalt des Unheils, das aus einer Ideologie hervorbrechen konnte. Dem genuinen Warner war kein Schrei verwehrt, obwohl er mehr vom Wunsche durchdrungen war, in irgendeiner verlorenen Weltecke still zu werden, als von der Lust getrieben, durch Lärmerei ein Spectaculum zur Beängstigung der Menschheit aufzuführen.

Zur eigentlichen Ruhe, die ein Beharren in der innerlichsten Freude war, gelangte er, nach allen Momenten der Eruption und der fieberhaftesten Aktivität, nur im Gebete. Dann schritt er nicht mehr trutzig aus, sondern wandelte, in sich zurückgezogen, wie ein weltverlorener Klostermann im engen Binnenhof der Druckerei seinen kurzen Pendelgang und glich in nichts mehr dem Feuerkopfe und dem Seinseroberer von zuvor; dann war er wirklich, was er hatte sein wollen: ein Aufgeschlossener, der in Stummheit, ach, und dennoch wie beredt, den herrlichsten Dialog, ergeben und gänzlich hingegeben, mit dem Schöpfer führte, um an dieser ewigen Ruhe seine aufgeregten Sinne abzustillen und im selben Maße die geheime Furcht in sich zu vermehren, nicht in allem das rechte Wort, das Wort des Rechtes gebraucht zu haben.

Jawohl, er war von Skrupeln heimgesucht, vielleicht noch nachhaltiger als der gesegnete Liebhaber der Sprache, der in Worten Wahrheit zu verschenken oder Hoffnung zu verkünden wünscht und ohne Ende von den Freunden der Lüge und von den Pflegern der Verzweiflung aus der geraden Bahn gerissen wird. Hatte nun einmal seine Bestimmung sein müssen, die Zeit zur Zeitung werden zu lassen, so wollte er, durch die Vermittlung des gedruckten Wortes, helfen, daß von der Mehrheit des Volkes auch die menschliche Natur viel besser erkannt werde. Sein erstes und sein letztes Ziel mußte bleiben: die Masse aus dem Unbestimmten herauszuheben und ihr den eigenen Abscheu vor dem Amorphen einzuimpfen! Weigerte er sich selbst beharrlich, durch einen Druck von obenher in falsche Haltungen sich abdrängen zu lassen, so wollte er auch alles unternehmen, um die Leser, seine Freunde, nicht in einen luftleeren Raum der offiziellen Meinungen geraten zu sehen. Unter allem, was er haßte, stand die simple Meinung obenan: er forderte Überzeugungen, von denen er wußte, daß sie Entschiedene formen. Aber er lehnte mit der gleichen Festigkeit auch die Exzesse sogenannter Überzeugungshelden ab und prüfte unentwegt die eigenen Akte, um sich selber vor den Auswirkungen eines Sektarismus zu hüten, von dem ihm bekannt war, daß er nur sterilisierend zu wirken vermag. Zwar drängte alles in ihm, unbeirrbar als Reformator aufzutreten, doch die andere Gewalt in ihm verlangte, daß er ein Wohltäter der Gemeinschaft werde und sein Amt nach dem Grundsatze ausübe, die Gerechtigkeit zu suchen und zu verkünden und zu den politischen Übeln und sozialen Sorgen jeder Gegenwart die geeigneten Heilmittel zu finden.

Hier vor allem, in den täglichen blitzenden und wetternden, funkelnden und treffenden Ausdeutungen der Stunde, entdeckte er der Welt fast immer die Zweiheit seines Wesens: gab er, wohl vernehmbar, jenen Klagen Laut, vor deren Ausdruck sich die meisten Menschen hüteten, und formte er in klaren Sätzen das, was Andere nur vage zu fühlen ver-

mochten, so machte sich, ganz unvermittelt, das Bedürfnis geltend, Abstand von den Nebenmenschen zu gewinnen, sich selber, nur sich selber anzugehen und in einem Monologe vor sich selber Rechenschaft über die eigenen Erklärungen abzulegen. Manchmal war's, als wünschte er sich zweistimmig auszudrücken: mit der durchdringenden Stimme, die ihm gegeben worden war, vor den aufhorchenden Brüdern und Schwestern, und mit der abgründigsten und unhörbarsten, die er immer nur für sich selber hätte haben mögen!

Jene schleuderte die Wortbrocken aus, so daß sogar die geistlichen Konfraters und die sogenannten christlichen Politiker, wenn am Rande mitgetroffen, wider ihn zu Felde zogen, und diese ließ ihn dann, in einer tränenschweren Überschleierung, ein mea culpa sprechen, das seinen Willen verriet, das persönliche Verdienst zu leugnen, das fremde Vergehen als das eigene zu betrachten und sich selber eine Sühne aufzuerlegen. Es gab, in solchen Momenten, nichts Ergreifenderes und Rührenderes, als in die feuchten Augen dieses unzerstörbar scheinenden Kolosses zu schauen. Der unbezwingbare Polemiker war zum weichsten Lyriker geworden, der des schönsten dichterischen Ergusses fähig gewesen wäre, wenn nicht die Furcht — schon wieder diese beigegebene Furcht —, geschwätzig zu erscheinen in einer Zeit, die Taten forderte, oder als Bluffer vor den Schwachen und vor den Verarmten zu wirken, die nicht Gefühlsperlen, sondern Gedankenbrot erwarteten, ihn vor der Veräußerung tongewordener Stimmungen bewahrt hätte.

Wenn er, diesen ewigen Bedenken zum Trotze, manchmal wagte, auch das Poetische in seinen Schriften gleichsam Auferstehung feiern zu lassen, so geschah es nur aus der Erwägung heraus, daß ihm nicht erlaubt sein könne, den Reichtum seines Geistes zu thesaurisieren, daß ihn vielmehr die unabweisbare Pflicht dränge, alles, was er sei und habe, haltlos an die Besitzlosen zu verschenken. Das Gebot der

Caritas erschöpfe sich für den Begnadeten nicht in der Austeilung materieller Güter, sondern dehne sich auf die geheimnisvollsten und vielleicht tröstlichsten des Herzens und der Seele aus. Das Geben war ihm deshalb rasch zum täglichen Bedürfnis geworden und umfaßte, bald in einer erstaunlichen Gleichzeitigkeit und bald in einem harmonischen Wechsel, Geld und Priesterworte, Form- und Richtweisung, Ideen und Gefühle, Schönheitsschilderung und Hoffnung, Gnade und Opfer, Gebet und Glaubensseligkeit. Und es vollendete sich in jener kaum bedachten Wunschlosigkeit, die für sich selber stets das Gegenteilige zu erwarten scheint und nur schwer bewogen werden kann, von der Gesellschaft irgendwie Gunsterweisung anzunehmen. Hier erfüllte er beinahe eine Forderung Graham Greenes, der die Wichtigkeit einer neuen Tugend in der Fähigkeit entdeckt, im rechten Augenblicke deloyal zu werden. Das hieße denn, in diesem Falle: Batty Esch besaß, zu jedem andern, auch das letzte Vermögen, sich den Getrösteten und den Unterstützten, die ihm durch den Akt der Zuneigung und durch die schlichte Tat der Liebe Freunde geworden waren, wie ein Fremder zu entziehen. Er kehrte nach dem Ausgang zu den Ärmsten in sich selber zurück, vergaß die Handlung im Lichte des öffentlichen Lebens, um sich ungeteilt erneut dem Dunkel einer denkerischen Welt in seinem Innern zuzuwenden und in ewig wiederholten Anläufen das zu verwirklichen, was er die gewinnende Macht der Definition nannte.

Einer seiner Leitsprüche hätte lauten können: Definieren! Definieren! Immer wieder definieren! Er wußte, daß in den Massen des Volkes nichts besser zünden kann als eine kurzgeprägte Formel, welche die Fülle der Gedanken gleichsam komprimiert zum Ausdruck bringt. Es würde zweifellos die Mühe lohnen, aus seinen politischen Schriften jene Definitionen zusammenzustellen, die am wirksamsten nicht nur die Stimmung der Zeit erfaßten, ihr dringlichstes Problem zu stellen wußten und zugleich den Weg zur Lösung in nuce enthielten, sondern auch als Überfließung eines reichen

Innenlebens in Erscheinung traten und in jeder Weise, bald im Unterton und bald im Beiwort, die Totalität seiner Präsenz spürbar werden ließen.

Die leibliche Präsenz des Mannes, der berufen war, ein Nachfolger der Michelis, Breisdorff, Fallize, Zieser, Lessel und Origer zu werden, ging in Dachau für immer verloren; die geistige blieb erhalten und wurde in den überlebenden Freunden Pierre Elcheroth, Emil Schaus, Jean Bernard und Alphonse Turpel bestätigt: diese verwalteten, zum Teil als „Wort"-Leiter, in toto sein Erbe, um es weiter zu reichen an die jüngeren und die jüngsten Generationen, als deren Vertreter nun Abbé André Heiderscheid als Direktor-Hauptschriftleiter zu walten hat.

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung 5

Dr. Eduard Michelis 9

Abbé Johann Nikolaus Breisdorff 29

Dr. Johann Baptist Fallize 55

Andreas „Bonaparte“ Welter 89

Dr. Karl Lessel 111

Msgr. Johann Origer
und Dr. Johann Baptist Esch 141